

Gleisliche Chronik



4. Jahrgang Nr. 11

1. März 1911



„Jungschleifen“ auf Skiern



Klein-Zilsterwik am Zobtenberge im Winter

phot. Max Opitz in Zobten

Vom Zobten

Es wird immer so viel geredet von der Dürftigkeit der Gegend um Breslau, von dem Mangel an schönen Wäldern, von der geringen Zahl reizvoller Spaziergänge. Und doch gibt es deren eine ganze Menge für den, der zu sehen weiß; und doch haben Breslauer Kinder sogar einen Berg, einen rechten und echten, einen Wetterpropheten für gute und böse Tage — den Zobten. Aus weiter, freier Ebene steigt er empor, in seinem sicheren Anriß, so recht, wie sich ein Kind einen Berg denkt; und als ich als Frau zum erstenmal über der wein- und getreideschweren Ebene Hocharmeniens geheimnisvoll den Ararat aufsteigen sah, blau, mit beschneitem Gipfel und gleichfalls schneestarenden Flanken, da fiel mir mit einemmal der Zobten ein, und ich dachte wehmütig, daß der damals dem kleinen Mädchen vom Sutsgarten von Rentischkau aus auch nicht anders erschienen war, als viele Jahre später der märchenhafteste Berg der Christenheit.

Ja, es kommt eben alles auf den Standpunkt an. Wenn man ihn im Rauch der Frühe entgegenfährt, und die Sonne noch etwas rot und schläfrig aus Wolken sieht, dann erhöht die winterliche, weite Ebene seine Wirkung; sie bereitet auf ihn vor in ihrer Eintönigkeit, mit verschlafenen Dörfern, den verstreuten, dunkelgrünen Remisen, den schwarzen Krähenzügen. Aber schon bei Albrechtsdorf sieht man ihn plötzlich ganz groß aufsteigen, sieht das alte Städtlein sich an seine Flanke schmiegen und fängt an, sich auf den Wald und auf die frische Bewegung zu freuen. Jedenfalls, die große Stadt hat man hinter sich gelassen, trotzdem sie die häßlichen Fangarme ihrer Vorstädte weit ausstreckte; dann war da die Zone freien Landes, und nun kommt etwas Neues mit diesem, auch in geologischem Sinne wichtigen, kleinen Bergmassiv. Lustig und trozig steigt es empor aus grauer Urzeit in die Welt unserer Tage, und man begreift, daß es dem großen, nordischen Eisstrom Halt geboten hat auf seinem Wege. Die scharfen Felsen des „Riesener“

zeigen, daß er sogar nicht bis da hinauf gereicht hat, sondern seine nivellierende Arbeit unterhalb fortgesetzt und den Berg umströmt hat.

Wenn man an sonnigem Wintertage morgens im Städtlein Zobten ankommt, strebt man meistens rasch hindurch oder gar daran vorbei, beim Schützenhaus gleich bergwärts hinauf, oder den anmutigen Weg längs der Stadtmauer, hinter der die alten Gärten liegen. Und doch gibt es auch in Zobten allerlei zu sehen. Der dreieckige, kleine Ring hat etwas Intimes, und wenn man sich, ihn verlassend, nach dem Bahnhof wendet, gibt die Choransicht der Annatapelle unter den alten Bäumen ein überraschend schönes Bild. Trotzdem, der Berg lockt und zieht uns mit tausend Fäden hinauf. Nach wenigen Minuten ist man an der Kapelle, bei der der Wald schon gleich wunderschön ist. Der Weg geht zwischen hohen Lärchen hinauf; die schwanken, beschneiten Zweige neigen sich wie weiße Federn; zur Rechten und Linken öffnen sich Ausblicke in die leuchtende, silberne Wirrnis, in welche die Querwege hineinführen, oder drüber hinaus in das helle Striegelmühler Tal. Rechts vom Wege kommt bald die „Jungfrau“ mit dem „Bären“, zwei der mittelalterlichen granitene Steinbilder des Zobtengebietes, die dunkel unter ihrem Schuttdach liegen. Rings umher deckt der Schnee gnädig die verstreuten Papiere, die manche lieben Mitmenschen und Kulturträger immer noch neben die dafür bestimmten Papierkörbe werfen. Aber als wir das letztemal hinauf gingen, sah vor dem großen „Bären“ eine kleine Waldmaus und frühstückte eine Würstchale. So etwas verjöhnt!

Etwas unterhalb dieses alten Bildwerks, etwa am Molkeweg, beginnt eine ungeheure Blockbestreuung des ganzen Berghanges, und man kann annehmen, daß auch über diese scharfkantigen Trümmer des schwarzgrünen Gabbro das Eis nicht hinweggegangen ist. Der lichte Granit, den wir antreffen, wenn wir uns von hier aus rechts, d. h. nördlich wenden, und der im Norden die Basis des Gebirges bildet, ist weicher als der uralte „Zobtenfels“, wie Leopold von Buch den Gabbro



Die Lärchenallee am Zobtenberge



Der Hauptweg unterhalb des Zobtengipfels

nannte, und hat sich vom strömenden Eis zu den weichen, sich mählich ins Flachland verlierenden Hängen zurecht-hobeln lassen. Von alledem sehen wir nun freilich an einem frostklaren Wintermorgen wenig. Jeder Felsbrocken hat einen glasklaren Ueberzug, wenn er aus dem Schnee herausragt, der mit einem wundervollen Pelz die Erde und ihre Kinder umhüllt. Wir werden wahrscheinlich mit scharfen Nagelschuhen, die man immer für den Zobten anlegen sollte, in anderthalb Stunden zum Gipfel kommen, uns unterwegs freuen über die großen Gruppen der Ahorne und Buchen, über den weiten Blick landein, uns aber doch sehnen, oben auf dem schlesischen Schauenland zu stehen. Oben auf dem Söller des Kapellenturmes ist das Bild am geschlossensten; reizvoll aber auch von der Kanzel, die man nach wenigen Schritten auf felsigem Pfad erreicht. Da steht man mitten im Wipfelmeer und sieht den mächtigen Absturz der blauen Mauer der Sudeten endlos gedehnt vor sich. Vor ihnen blieb in geologischer Vorzeit das weite Hügelland in der Tiefe, aus der die sanften Kuppen der kleineren Erhebungen emporragen, die Striegauer und Röltzchen-Berge, die Oelsner Berge in unserer nächsten Nachbarschaft, drüben überm tiefen Silsterwitzer Tal. Wir sehen und fühlen, daß wir auf unserem Gipfel ein Mittelpunkt sind, daß wir auf einer Landmarke stehen, so beherrschend ist der Blick, der ostwärts weit über die reiche Ebene schweift mit Sonnenspiel und Wolkenschatten und sich schließlich in blauem Duff verliert, wo das Obertal mit dem Himmel verschwimmt.

Wunderschön ist auch der Süd- und Südosthang mit dem schönen Waldweg nach der stillen Lampadeler Försterei. Aber ich meine immer, jede Zobtenseite hat ihre Jahreszeit. Nach Silsterwitz muß man absteigen, wenn bei Striegelmühl alles in Blüten steht; dann ist das ganze Tal ein liebliches, rosaweißes Wunder, über dem im lichten Abendhimmel des Frühlings der Mond wie eine große Papierlaterne hängt. Gorkau dagegen habe ich so oft in Herbstfarben gesehen, daß ich fast meine, sie gehören dazu: die leuchtenden Birken mit weißen Stämmchen, das rote und goldene Buchenlaub über dem stillen Teich und als Hintergrund die dunklen Waldkuffen und über ihnen der Zobtengipfel, nah und doch

so viel höher wirkend, wie ein edler Turm aus der Enge eines schönen Stadtwinkels erst zu voller Höhe erwächst. Ich weiß nicht, ob ich mit diesen paar Worten dem alten Berge neue Freunde gewonnen habe. Man ist gewöhnlich ein schlechter Prophet der Dinge, die man liebt; und wer dem Zobten aus dem Wege geht, der geht wohl überhaupt dem Schönen nicht nach. Ich denke nur immer: wo die Natur mit ihren Reizen kargt oder sie herbe verbirgt, sollte der Mensch die eine Hand erfassen, die sie ausstreckt, um ihn an ihr Herz zu ziehen.

Vera Rose Frech

Sitte und Brauch

Faschingsgebräuche in Oberschlesien. Die Faschingsfeier war von jeher besonders bei dem oberschlesischen Landvolke beliebt. Im allgemeinen trägt sie heute noch in fast ganz Deutschland ihr früheres, altertümliches Gepräge. Besonders eigenartig ist sie aber noch in Oberschlesien, wo sie so recht den Nationalcharakter der Bevölkerung zum Ausdruck bringt.

Nacht die Zeit des Faschings heran, so sucht der Bauer den „Herrenschlitten“ aus der Remise hervor, mustert ihn, sowie die besseren „Geschirre“, bringt die in der Siebekammer hängenden „Schellen“ in Ordnung, und nun führt er die unruhig stampfenden Rosse heraus und spannt sie an den Schlitten. Das ist ein Gaudium für alle Wirtschaftsleute. Bald knallt die neue Peitsche. Der Herr und die Frau — auch Frau geheiß — in wärmende Hüllen gepackt, nehmen nun auf dem Schlitten ihre Plätze ein. Der Knecht sitzt hinten auf dem „Bock“ und gibt während der saufenden Fahrt bei gewissen gefährlichen Stellen des Weges, besonders da, wo Schneewehen sind, acht, daß der Schlitten nicht „schleudert“ oder gar umkippt. Und wohin geht die lustige Fahrt? Nun, man will eben einen Verwandten oder Freund in einem der Nachbarorte besuchen; man fährt zur Fasching.

Die Faschingslust des genügsamen Dörfers beschränkt sich zumeist auf den Gemeindegottesdienst. Ohne ihn kann sich der oberschlesische Landbewohner kein ordentliches Faschnachtsvergnügen vorstellen. An bestimmten Tagen des Januars zirkuliert, mit einer wohlgelegten Einladung

versehen, eine „Ladefliste“, die der Dorfkretschmer entworfen hat. Der Tagebote eilt mit dieser Liste von Haus zu Haus. Wer an dem Ball teilnehmen will, muß sich unterzeichnen und zugleich das „Ballgeld“ für die Musikanten entrichten. Natürlich fällt hierbei für den einladenden Tageboten auch entweder ein Scherflein inbarer Münze ab, oder er erhält ein Glas starkgradigen Schnapses, den der Bauer gewöhnlich in einem tönernen „Blutcher“ auf Lager hat. Die Einladung zum Balle ist fast immer an alle besser situierten Besitzer des Dorfes gerichtet, da es ja ein „Gesellschaftsballe“ sein soll. Damit aber der Tag vor dem Ballabend eine gewisse Weihe und entsprechende Bedeutung erhält, wird er von den am Ball Teilnehmenden zu einem „Schlendertag“ gemacht, an dem man wenig oder gar nichts arbeitet. Der Bauer schmaucht an diesem Tage gemächlich seine kurze „Wiepe“ und schnunzelt behaglich, wenn seine sorgsame „Alte“ ihren und des Eheherrn „Ballstaat“ durch Bürsten, Klopfen, Bügeln und Plätten in gehörige Ordnung bringt. Am nächsten Tage verwandelt sich das Bild. Der große Rachelosen wird als Wärmestätte für ein „Schaff“ oder eine große Schüssel voller Ruchenteig benutzt. Die Bäuerin muß nämlich die „Faschingskrapeln“ baden. Während die Hausmutter unter Puffen und Schwizen dieser angenehmen Pflicht obliegt und die Krapeln oder Pfannkuchen auf der „Ofenplatte“ bäckt, entwickelt sich auf der sonst so stillen Dorfstraße ein gar eigenartiges Faschingsbild. Am die dritte oder vierte Stunde des Nachmittags versammeln sich die für den Ball bestellten Musikanten im Kretscham. Sind die Musiker hier mit dem „Stimmen“ fertig geworden, so verlassen sie das Wirtshaus und treten auf die immer belebter werdende Dorfstraße hinaus. Der eine von ihnen trägt einen großen Siedekorb. Nun beginnt mit Schmettern und Trillern ein „Schleifer“ oder gar ein „Hopfer“. Die Dorfjugend drängt sich indes näher heran und bildet einen dichten Kreis um die Spieler. Bürschlein in Lederhosen und Pelzmütze halten den Bläsern die „Noten“. Ist das Einleitungsstück, das als Lockmittel benutzt wird, vorüber, so setzen sich die Musikanten in Bewegung. Es geht zum Dorfschulzen. Ihm und der Frau Schulzin gebührt von Respekts wegen das erste und feierlichste „Einladestück“. Natürlich folgt den Musikanten das lustige Völklein der kleinen Dorfsinsessen, die Kinder, mit Jubel und Lärm. Ist das verehrte Dorfoberhaupt — meist ein reicher oder doch wohlhabender Bauer — bei guter Laune, dann läßt er durch einen seiner Dienstleute das Tor öffnen. Sogleich begibt sich die Musikbande in den Hof und stellt sich vor der Haustür des Wohngebäudes auf. Läßt sich der Schulze blicken, so wird nach einer respektvollen „Reverenz“ vonseiten der Musiker ein Paradestück geschmettert. Ist das Stück verklungen, so begibt sich der „Kapellmeister“ in die Wohnstube des Ortsoberrhauptes und richtet daselbst seine besondere Einladung zum Balle aus. Er erhält dafür einen Dank in klingender Münze, und die Frau des Schulzen spendet außerdem einen „Schrot Speck“ oder Schinken. Nun geht der Zug weiter. Erst kommen die Großbauern an die Reihe, also Besitzer, die zwei bis drei Hufen Acker ihr eigen nennen. Nach den Großbauern und Schöffen werden die Bauern und Kleinbauern und schließlich die Halbbauern oder Gärtner besucht. Zum Gesellschaftsballe werden ausnahmsweise auch die besser gestellten Handwerker im Dorfe geladen. Ueberall, wo die Musikanten aufspielen, erhalten sie ihr „Ladegeld“ und bei den Bauern ihren Schrot Speck. Der Anzug dauert einige Stunden. In den Wirtschaften und sonstigen Besichtigungen des Dorfes wird indes für den Ball gerüstet. Haube und „Spencer“ oder Jacke werden mit peinlicher Sorgfalt gemustert, gestrichen und gebürstet. Das Haar wird glatt an die Schläfe gekämmt, und vorn auf der Stirn muß rechts und links je eine „Schmachtlocke“ etwas unter der weißen Schnepphaube hervorlugen. Die

goldenen oder silbernen Ohrringe funkeln; denn sie sind für den Festabend besonders gepußt worden. Ueber der Brust hängt ein Silber- oder Goldschmuckstück, und je reicher die Bäuerin ist, desto länger und dicker ist auch die Goldkette, die, um den Hals geschlungen, die talergroße Schaumünze trägt. Ist die Bäuerin sehr reich, so ist diese Goldkette wohl gar zwei- bis dreimal um den kräftigen Nacken geschlungen.

Auch der Bauer nimmt seinerseits ein kräftiges Säuberungswerk mit seiner Person vor. Während die Alte die weißen Strümpfe und die besseren Tuchschuhe anzieht, bringt ihr Mann Bart und Haar in Ordnung. Früher war die Zurüstung gerade der bäuerlichen Ballteilnehmer eine viel umständlichere als heute. Mit einem gewissen feierlichen Ernst zog der Mann die blautuchernen, einfachen Beinkleider an und die schweren Stiefel mit den langen Schäften und mit den mit Zwickeln beschlagenen Sohlen. Die schwarzseidene Halsbinde wurde fest um den feisten Nacken geknüpft. Die vielen Messingknöpfe leuchteten in zwei oder drei Reihen auf der geblühten, teuern Manchesterweste. Und welche Sorgfalt wurde beim Anziehen des langflügeligen, blauen oder schwarzen Tuchrockes beobachtet! Heute hat sich die Sache in dieser Hinsicht sehr geändert; aber in vielen ober-schlesischen Ortschaften finden wir auch jetzt noch Leute von „echtem Schrot und Korn“ und somit noch die alte Einfachheit in der Kleidung.

Ist es Abend geworden, dann begeben sich Bauer und Bäuerin zur bestimmten Stunde im „Ballstaat“ in den Dorfkretscham. Die große, zu ebener Erde liegende „Tanzstube“ ist hell erleuchtet. Die Wände ringsum sind mit grünen Tannenteisern behangen. Mehrere Lampen hängen entweder an den Balken der niederen Decke oder an der „Tanzsäule“ in der Mitte der Stube. An einer Seite des Saales befindet sich die Gallerie für die Bläser. Die Tanzstube füllt sich mehr und mehr mit Paaren. Allen leuchtet aus den Augen Gemütlichkeit, Fröhlichkeit und Lebensbegehrlichkeit. Die Weiber entledigen sich im „Nebenstübel“ ihrer winterlichen Schutzüllen, und die Männer legen ihre Pelze und Pelzmützen ab, ehe sie an die Arbeit des Walzens gehen. Die Weiber sitzen auf den sich an den Wänden rings hinziehenden Bänken, die Männer suchen die „Schenke“ auf, wo sie sich zum Tanzergnügen stärken. Die Weiber lassen ihr Hänglein spielen, während ihre Augen auf dem Puz der Nachbarinnen ruhen oder das Gebahren der Männer beobachten.

Da setzt die Musik ein. Die Weiblein sitzen erwartungsvoll. Endlich naht sich dieser oder jener Tänzer und macht vor der Erwählten — zu Anfang gewöhnlich vor seiner gestrengten Ehe liebsten — einen wohlgemeinten, aber meist gar schlecht geratenen „Knicks“ mit den steifen Beinen. Wupp! hängt ihm die Tänzerin am Arm, und nun beginnt die Arbeit des Walzens. Ist der Herr Ehegemahl infolge der genossenen Getränke auch oft schon ein wenig wackelig — so geht es doch ein Weilchen taktfester fort; denn die liebende Gattin hält den „Turkelnden“ mit ihren kräftigen Armen im gehörigen Gleichgewicht; und er läßt sich gerne dirigieren und bewahrt mit tiefster Miene, als wohne er eben einem Trauerakt bei, die Würde des Hausherrn. In den kurzen Tanzpausen ergötzen sich die Männer an Grog und Bier; die Weiber nippen Limonade oder Zuckerwasser. Früher spielte gerade dieses Zuckerwasser bei den Dorftänzerinnen eine große Rolle.

Ist Mitternacht herangekommen, dann wird Pause gehalten. Tische und Bänke werden in die Mitte der Stube gestellt und mit sauberem Linnen bedeckt. Tassen und Gläser stehen bereit; die Paare lassen sich an den Tischen nieder. Die Frauen langen aus ihren Tüchern oder Körben die „Ballkrapeln“ hervor; den Kaffee liefert der Wirt. Hat ein Paar keine „Zubeiße“ mitgebracht, so hilft der Kretschmer mit „Pfannkuchen“ aus. Und nun geht es ans Schmausen und Trinken. Auch die



Fastnachtsumzug in Spindelmühle

Musiker werden reichlich mit Trank und fetten Bissen bedacht. Der Wirt aber paradiert in seiner blühweißen Schürze und mit dem Samtkäpplein und hat alle Hände voll zu tun. Wächst die Gemütlichkeit, dann „spendiert“ wohl auch einer oder der andere der Bauern eine „Auf-lage“ oder einen „Rundtrank“. Dann wird gezecht, und die Frauen nehmen teil.

Außer dem Gesellschaftsballe werden auch Knechte- und Mägdebälle gehalten; auch „Pferdejungenbälle“ fanden früher statt. In den kleineren Städten hielt man auch „Jnnungsbälle“, bei denen sich die verschiedenen Handwerker erlustigten. Schuster führten bei ihrem Jnnungsballe den berühmten „Schustertanz“ und die Schneider den „Bettlatanz“ auf. Schließlich begrüßte aber jeder doch mit einem mehr oder weniger ehrlich gemeinten Seufzer der Erleichterung das Ende der tollen Faschingszeit; denn

„Alles in der Welt läßt sich ertragen;
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen!“

F. Lehmann in Tharnau

Ein Fastnachtsbrauch in Spindelmühle. Gehört Spindelmühle auch nicht zu Schlesien, so liegt es doch unmittelbar an der Grenze. Auch sollen seine ersten Bewohner eingewanderte Schlesi-er gewesen sein. Die engen Beziehungen, welche die Seiten des Riesengebirges, die böhmische und die schlesische, zu einander unterhalten, lassen erwarten, daß auch Volksbräuche beider Teile von einander beeinflusst wurden. In Spindelmühle geht am Fastnachtsmontag ein Zug von fünf Fastnachtsnarren in eigentümlichem Lauffschritt von Haus zu Haus. Der erste, der „Bajjaz“, in weißem, rotgepunkttem Gewande, trägt eine weiße, ebenfalls rotgepunktete Leiter. Ihm folgen zwei Gestalten in Strohwan- und Strohhelm. Auf dem Rücken trägt jede zwei Kuhglocken, die bei jedem Schritt des Laufes erklingen. Bemerkenswert ist, daß diese beiden Stroh-männer „Bäre“ genannt werden. Ihnen folgen die „Bändermänner“, mit bunten Bändern an Hut und Kleid. Den Schluß bildet ein Harmonika-spieler. Außer diesem und dem „Bajjaz“ tragen alle ein weißes, hölzernes Schwert mit roten Punkten. Haben sie ein Haus betreten, so tanzen sie nach der Harmonika, während die Kuhglocken dazu erklingen. Es wird weder dazu gesprochen noch gesungen. Nachdem die Narren eine Gabe erhalten haben, ziehen sie unter dem „Getetter“ der Kuhglocken wieder weiter. — Wie weit sich dieser Brauch nach Böhmen hinein erstreckt, und ob er auch die deutsche Sprachgrenze überschreitet, konnte ich nicht fest-

stellen. Die Bezeichnung der Stroh-männer als „Bäre“ bringt mir in Erinnerung, daß ich am Fastnachtsdienstag in der Oderniederung einen mit Stroh umwickelten Mann als „Bär“ an einer Kette durchs Dorf führen sah. Auch dieser trug einen Strohhelm, aber niedriger als die Spindelmühler Strohhelme sind. Vielleicht besteht der Brauch noch heute.

Hugo Kretschmer in Breslau

Gedenktafel

Eine Gedenktafel, gewidmet dem Andenken des Oberleutnants Sandrock, der früher dem Infanterieregiment Nr. 154 angehörte und 1905 als Offizier der Schutztruppe in Kamerun starb, wurde am 15. Januar in Anwesenheit des gesamten Offizierkorps und zahlreicher Mannschaften in der Friedenskirche in Jauer angebracht. Superintendent Meurer hielt die Gedächtnisrede.

Funde

Zagan. Bei dem Umbau des Grundstückes Hohe-straße 10 (Besitzer Klempnermeister Widera) stieß man auf ein Gefäß, das mit 252 größeren Silbermünzen angefüllt war. Die größtenteils gut erhaltenen Geldstücke entstammen dem 16. Jahrhundert und dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Das Geld ist in den Wirren des 30 jährigen Krieges hier vergraben worden. Vor etwa zehn Jahren wurde auf demselben Grundstück schon ein Topf gefunden, der mit vielen kleinen Silbermünzen gefüllt war.

Prähistorische Funde wurden anlässlich von Ausschachtungsarbeiten im Tale der Jvenitz (einem Zufluß des Queis) in der Nähe von Siegmansdorf gemacht. Man fand Knochen- und Aschenüberreste, welche aus heidnischer Vorzeit stammen dürften. Infolge mangelnder Sorgfalt ist ein erheblicher Teil der Vernechtung anheimgefallen.

Zur Ortsnamenfunde

Recht absonderliche Ortsbezeichnungen existieren in Schlesien. Im Kreise Goldberg-Haynau befindet sich eine Kolonie, die den Namen „Goldenes WC“ führt; im Kreise Oppeln führt eine Hebestelle den Namen „Adam und Eva“; im Kreise Hirschberg nennt sich eine Kolonie „Affenberg“. Ferner finden wir Orte (in den beigegebenen Kreisen) wie Algier (Rothenburg O.L.), Amerika (Oppeln), Ober-Ammergau (Schönau), Aufzug (Frenstätt), Bagno (Mieß), Bettellichte und Bienenhäuser (Bolkenhain), Dicke Verwandtschaft (Rybnik), Diebshäuser (Glag), Drachenbrunn

(Breslau), Dragonerhäuser (Militzsch), Fuchslöcher (Schönau), Gefäß (Reiße), Goldene Gans (Brieg), Goldene Wiese (Lauban), Goldfuß (Kosel), Hirschzunge (Neurode), Holdirsfelber (Grottkau), Jauchendorf (Namslau), Zimmersatt (Glogau), In der Gassen (Bunzlau), Lederne Kanone (Bunzlau), Mäusewinkel (Freystadt), Mannsdorf (Reiße), Morgensteine (Sörlitz), Morgenstern (Glogau), Na laß (Rybnitz), Ochsenwiesen (Neurode), Paris (Oppeln), Pasauf (Sagan), Preußentreue (Lauban), Rose (Neustadt), Säure (Grünberg), Schwärze (Neustadt), Schweinebraten (Strehlen), Sieh Dich für (Neurode), Sorge und Sorgenfrei (Neustadt), Sperlingswinkel (Freystadt), Spree und Spree-Aufwurf (Rothenburg Oberl.), Steinhollunder (Plesch), Tabakhäuser (Militzsch), Tanz (Glas), Taubenbränke (Bunzlau), Tränke (Rothenburg Oberl.), Anchriften (Breslau), Ungunst (Rothenburg Oberl.), Verlorenwasser (Habelschwerdt), Vierzehn Nothelfer (Neurode), Vogelgesang (Landeshut), Wärfst Du besser (Sagan), Zohn (Grünberg), Zechhäuser (Löwenberg).

Dörfer und Städte

Aus dem Oswiger Walde. Seit alters her ist der Oswiger Bartwald ein Lieblingsaufenthalt der Breslauer Bürger; bietet er doch in nächster Nähe Breslaus einen Naturwald mit prächtigen Spaziergängen und großer Bewegungsfreiheit für die Besucher. Der Wald umfaßt eine Fläche von 113,38 ha und gehört nebst den beiden Gafstwirtschaften „Weidmannsrub“ und „Schwedenschanze“ der Stadtgemeinde Breslau. Seit zwei Jahren ist auch der Kapellenberg von etwa 1 1/2 ha Größe durch Schenkung hinzugekommen. Der Stifter Dr. Heinrich von Korn hat aber nicht nur den Wald um die Kapelle geschenkt, sondern auch eine größere Summe ausgefetzt, von deren Zinsen die Regulierung und gute Instandhaltung der Anlagen an der Kapelle möglich ist. Eine durch die städtische Gartenverwaltung veranlaßte Ausschmückung am Eingange der Kapelle erinnert in jüngerer Weise an die Wiederkehr des Sterbetages des Stifters (20. März). Ein Gang über den Berg überzeugt uns davon, daß die Mittel eine dem Sinne des Spenders entsprechende Anwendung gefunden haben. Besonders zwei Landschaftsbilder von immigem Reiz und tiefem Frieden kann man am Kapellenberge genießen. Das ist der neuausgestaltete Hauptaufgang und der Blick vom Hügel selbst über den an seinem Fuße liegenden Gemeindefriedhof und das Armenhaus hinweg ins freie Feld. Unter der Kapelle, in der noch katholischer Gottesdienst abgehalten wird, liegt das Erbgrabnis der Familie Korn. Die Kapelle selbst in ihrer jetzigen Form ist von Johann Gottlieb Korn, Erbherrn auf Oswig, im Jahre 1824 anstelle einer Holzkapelle errichtet worden. Ueber der Tür sind in gotischen Nischen die Statuen der zwölf Apostel aufgestellt. Das Innere ist prunklos. Dem Eingange gegenüber erhebt sich ein Marienaltar. Bemerkenswert ist ein aus Italien stammendes Porzellanrelief links am Eingange, die Anbetung Christi darstellend. Zu beiden Seiten des Haupteinganges finden wir die Bildwerke des heiligen Antonius und des heiligen Franziskus, und an dem Eingange zur Gruft (auf der Rückseite der Kapelle) die heilige Dorothea nebst zwei Vafen.

Der Oswiger Wald ist ein Mischwald, in dem Eichen und Buchen vorherrschen, aber auch viele andere Waldbäume zu finden sind. Nur an zwei Stellen treffen wir reinen Kiefernbestand an, auf der Schwedenschanze und etwa in der Mitte des Weges zwischen Oswig und Schwedenschanze, an der Chaussee. An letzterer Stelle finden wir auch eine große Ansiedlung von Besenginstern (*Spartium scoparium*). Prätig ist der Ginster zur Blütezeit im Mai-Juni, ein Anblick, den man sich nicht entgehen lassen sollte. Allerdings mögen es sich auch alle Naturfreunde angelegen sein lassen, die Anpflanzung vor dem verwerflichen Abreißen durch Spaziergänger zu schützen.

Land- und Forstwirtschaft

In den zu den Pleßer Forsten gehörenden Revieren Kobier, Radostowik, Zgoim, Szartow und Braniß der Oberförsterei Kobier gehen die Arbeiten im Kahlabtrieb und der Durchforstung der durch Nomenkraß im vergangenen Sommer geschädigten Teile ihrem Ende entgegen. Der Nomenkraß hat zwar im vorigen Sommer infolge der Wipfelkrankheit der Nenne sein Ende erreicht, doch ist der angerichtete Schaden sehr groß. Ganze Jagen mußten abgetrieben werden, und die noch stehengebliebenen hohen Bestände sind durch den Ausbruch von Fichten stark gelichtet. Die Verwertung der eingeschlagenen Holzmassen ist trotz der erheblichen Ueberschreitung des untriebsmäßigen Einschlages im großen ganzen vorteilhaft gewesen, da das ständige Sägewerk in Kobier, sowie das provisorisch nach den Wind- und Schneebruchschäden im Jahre 1903 dafelbst errichtete Sägewerk den Verchnitt der stärkeren Hölzer bewältigen konnten und die schwächeren als Grubenholz guten Absatz fanden. In der Oberförsterei Kobier betrug der Einschlag des Jahres 1908/09 rund 100 000 Festmeter.

Aus der Sammelmappe

Eine Fastnachtsanekdote, in der neben Friedrich dem Großen auch ein Sohn unserer Heimatsprovinz eine Rolle spielt, berichtet der „Neue Breslauische Erzähler“ in Nummer 1 vom 12. Januar 1811.

Friedrich II. besuchte in den ersten Jahren seiner Regierung während der Karnevalszeit gern die Redouten in dem großen Opernhause zu Berlin. Es wurden dort stets auf seine Kosten mehrere Tafeln serviert: eine, an welcher er selbst nebst den Prinzen seines Hauses und anderen fürstlichen und vornehmen Personen speiste, eine andere für das Militär und eine dritte für die Zivilbedienten. An dieser Tafel war es Geßel, daß sich jeder demaskieren mußte, damit sich nicht ein Unbekannter einschliche.

Auf einer dieser Redouten gewährte der Monarch einen ihm an der Tafel gerade gegenüberliegenden, in einen roten Domino gekleideten Mann, dessen Gestalt ihm unbekannt vorkam. Er ließ daher den wachhabenden Offizier rufen und trug ihm auf, sich zu erkundigen, wer die Maske sei. Der Offizier näherte sich dem Unbekannten und fragte: „Mein Herr, wer sind Sie?“ — „Und Sie?“ entgegnete die Maske. — „Ich bin der wachhabende Leutnant von A.“ — „So bin ich mehr als Sie!“ — Der Leutnant entfernte sich und meldete es dem Könige. Dieser befahl darauf dem die Wache kommandierenden Rittmeister, dieselbe Frage zu wiederholen. Dies geschah, und er erhielt die gleiche Antwort. Der Rittmeister machte dem anwesenden Gouverneur Meldung, ehe er dem Könige darüber Rapport erstatten wollte. Der Gouverneur ging also selbst zu der Maske und legte ihr die vorige Frage vor. „Und Sie?“ erhielt er zur Antwort. — „Der Gouverneur von Berlin!“ — „So bin ich mehr als Sie!“ — Dies fiel dem Gouverneur nicht wenig auf, und er erzählte den sonderbaren Vorfall dem Kronprinzen. „Nun,“ sagte dieser, „mir wird die Maske doch Rede stehen! Ich will sie examinieren!“ Er stand also von der Tafel auf und trat hinter den Unbekannten mit der Frage: „Unbekannte Maske, wer sind Sie?“ — „Und Sie?“ war die Gegenfrage. — „Der Kronprinz von Preußen.“ — „So bin ich mehr als Eure Königliche Hoheit!“ — Der Scherz schien dem Prinzen etwas zu weit getrieben, und er benachrichtigte den König. Friedrich erhob sich von seinem Sitze, strizierte den Rätselhaften und fragte mit erstem Ton: „Wer ist Er?“ — Die Maske erhob sich ehrerbietig, antwortete: „Euer Majestät, ich bin der Schützenkönig aus Breslau“, und machte Miene, auf und davon zu gehen. Aber bei dieser Antwort verzog sich die ernste Miene des

Monarchen zu einem leichten Lächeln, und indem er sich wieder niederlegte, winkte er ihm freundlich mit der Hand und rief ihm zu: „Freß er sich erst satt!“ R. O.

Vereine

Unter dem Namen „Mütterheim des Bundes für Mutterschutz in Breslau“ wurde ein Verein gegründet, dessen Sitz Breslau ist. Zweck des Vereins ist: 1) hilfsbedürftigen Müttern, besonders unverheirateten, vor und nach der Entbindung Unterkunft und Arbeit zu gewähren in einem Heim, in dem ihnen ermöglicht wird, mit dem Kinde zusammenzuleben; 2) Maßnahmen zu treffen und zu unterstützen, die geeignet sind, uneheliche Mütter und Kinder zu gesunden, wirtschaftlich tüchtigen Menschen zu machen. Der Jahresbeitrag ist auf mindestens 20 Mark festgesetzt. In den Vorstand wurden gewählt: Frau Oberbürgermeister Dr. Bender, Frau Stadtbaurat Berg, Frau Prof. Bruck, Frau Rektor Hübner, sowie die Herren Geh. Med.-Rat Professor Dr. Küstner, Kinderarzt Dr. Walther Freund und Rechtsanwalt Nestel.

Persönliches

Fern von der Heimat ist am 29. August v. J., wie uns von einem Freunde unserer Zeitschrift mitgeteilt wird, in Konstanz a. B., ein stets treuer Förderer unserer Bestrebungen und Mitarbeiter unserer Zeitschrift, Dr. R. A. Koernig-Bej, völlig vereinsamt im Krankenhaus gestorben. Hochbegabt, aber von einem unstillbaren Wandertriebe gedrängt, durchreiste er die halbe Welt. Nun ruht er am „engbegrenzten Port, darein der Weltumsegler sich gerettet“. Dr. Koernig-Bej wurde 1862 in Breslau als Sohn eines Rektors geboren. Nach Absolvierung des Matthiasgymnasiums studierte er Botanik unter Leitung des alten Göppert, dessen Liebling er seines zeichnerischen Talentes wegen wurde. Nach seiner in Zürich erfolgten Promotion wandte er sich jedoch der Literatur zu und wirkte in den Redaktionen der Frankfurter, sowie der Münchener Allgemeinen Zeitung, der Wiener Zeit u. a. Seiner Feder verdanken wir u. a. den Aufsatz „Schlesier in Konstantinopel“ (3. Jahrg., S. 607).

Dem Grafen **Johannes von Francken-Zierstorpf** auf Zytowa, Kreis Groß-Strehlitz, ist die Kammerherrnwürde verliehen worden.

Dem Generallandschafts-Direktor **Freiherrn von Fchammer und Ofen** auf Dromsdorf, Kreis Striegau, ist der Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Erzellenz verliehen worden.

Als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Landgerichtspräsidenten Schwedowik ist der Oberlandesgerichtsrat Dr. **Graf Matuszka** in Breslau zum Präsidenten des Landgerichts Brieg ernannt worden. Graf Matuszka wurde im Mai 1892 zum Amtsrichter in Breslau ernannt und ist seitdem in der Provinzial-

hauptstadt geblieben. 1893 wurde er Landrichter, 1899 Landgerichtsrat und 1903 Oberlandesgerichtsrat.

Im Alter von 65 Jahren starb am 11. Januar der Besitzer der ältesten, aus dem Jahre 1784 stammenden Baude in der Gruppe der Spindlerbauden, **Franz Erlebach**. Ehe Franz Erlebach die Spindlerbaude erwarb, war er sechs Jahre lang Winterwächter der Schneegrubenbaude. Er besaß eine außerordentliche Kenntnis seiner engeren Heimat und bekundete für deren Interessen stets lebhafteste Teilnahme. Er zählte zu den besten und bewährtesten Führern, namentlich auch im Winter. Die von ihm hergestellten Schneereifen fanden weite Verbreitung.

Der Geheime Regierungsrat Dr. phil. **Heinrich Ritt-**

hausen, emerit. ord. Professor der Agrikulturchemie, vollendete am 13. Januar das 85. Lebensjahr. Der Senior der Königsberger philosophischen Fakultät ist zu Armenruh, Kreis Goldberg in Schlesien, geboren. 1854–56 war er als Vorstand der Versuchstation zu Mödern bei Leipzig tätig, ging dann als Leiter einer ähnlichen Anstalt nach Saarau in Schlesien und folgte 1858 einem Rufe als Professor der Chemie und Physik an die Kgl. Landwirtschaftliche Akademie zu Waldau bei Königsberg. 1868 wurde er Professor der Agrikulturchemie in Bonn-Voppelsdorf und siedelte 1873 nach Königsberg über, wo er bis zu seiner, 1899 erfolgten Emeritierung als Professor tätig gewesen ist. Seit 1903 wohnt er in Berlin.

Auf eine 25 jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor an der Universität Breslau konnte kürzlich der Direktor des pharmakologischen Instituts, Geheimer Medizinalrat Dr. **Wilhelm Filehne**, zurückblicken. Der ausgezeichnete Pharmakologe ist 1844 in Posen geboren. 1874 kam er als Assistenzarzt Leubes an die medizinische Poliklinik in Erlangen. 1876 wurde er Extraordinarius der Arzneimittellehre in Erlangen. Am 25. Januar 1886 erfolgte seine Ernennung zum Or-

dinarius in Breslau. Er veröffentlichte eine Reihe von Untersuchungen aus den Gebieten der experimentellen Pathologie, Pharmakologie, Toxikologie und Physiologie und auch ein Lehrbuch der Arzneimittellehre. Von ihm rührt u. a. die Einführung des Antipyrins und (mit R. Spiro) des Pyramidons in den Arzneischatz her.

Der Direktor der medizinischen Poliklinik an der Universität Breslau, Dr. **Richard Stern**, ist am 1. Februar nach längerem Leiden gestorben. Im Jahre 1865 zu Breslau geboren, erhielt Stern seine medizinische Ausbildung später in Zürich, Tübingen und Berlin und promovierte im Dezember 1888. Dann arbeitete er bei Flügge und Filehne in Breslau und Weigert in Frankfurt a. M., wurde 1889 Assistent bei Professor Biermer an der medizinischen Klinik in Breslau und habilitierte sich ebenda im März 1892 für innere Medizin. 1897 wurde er Titularprofessor und 1900 ao. Professor



phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Wintersport im Riesengebirge
Eine neue Schlittenart

und Direktor der neu eröffneten medizinischen Poliklinik in Breslau. Seit Ostern 1906 war er zugleich Primärarzt der medizinischen Abteilung des Allerheiligenhospitals. Als Schüler von Professor Flügge beschäftigte sich Stern viel mit klinisch-bakteriologischen Fragen. Er studierte u. a. als erster die bakteriologische Wirkung des menschlichen Blutsferums, die spezifischen Veränderungen des Blutsferums bei und nach Abdominaltyphus und die damit zusammenhängende Frage der Serumtherapie bei dieser Krankheit. Ein rein klinisches Arbeitsgebiet hat Stern in einer Monographie „Leber traumatische Entstehung innerer Krankheiten“ (Jena 1896 bis 1900, 2. Auflage 1907) in Angriff genommen, indem er die durch die moderne soziale Gesetzgebung von größter praktischer Bedeutung gewordene Frage nach dem ursächlichen Zusammenhange zwischen Anfällen und inneren Erkrankungen einer eingehenden klinischen Bearbeitung unterzog. Andere Arbeiten Sterns gehören der Neurologie und der allgemeinen klinischen Pathologie an.

Heinrich Oberländer, dem nach 40 jähriger Tätigkeit am Kgl. Schauspielhaus in Berlin erst Ende Januar der Titel Professor verliehen wurde, ist am Anfang des Februar gestorben. Er war am 22. April 1834 in Landeshut (Schlef.) geboren, besuchte 1840/49 das dortige Realgymnasium und wurde von seinem Vater ursprünglich für den landwirtschaftlichen Beruf bestimmt. 22 Jahre alt, folgte er seiner Neigung zur Bühne, versuchte sich zunächst in kleineren Theatern und kam dann nach kurzen Engagements in Breslau und Königsberg nach Prag (1860), wo er am deutschen Landestheater seine entscheidende künstlerische Entwicklung durchmachte. Vom Weimarer Hoftheater, wo er einige Monate wirkte, und vom Wiener Burgtheater, wo ihm neben Laroché kein Raum zur Wirksamkeit geboten war, kehrte er, mit Jubel empfangen, nach Prag zurück. Im Jahre 1871 folgte er einem Rufe an das königliche Schauspielhaus in Berlin, wo er im April sein Engagement antrat, eine Zeitlang neben dem alternden Döring wirkte und später ein gut Teil von der Erbschaft dieses großen Künstlers übernahm. Er war durch eine Fülle von Vorzügen dazu berufen: durch eine Sprechkunst, die jedes Wort lautlich herauschliff, ohne der Natürlichkeit Eintrag zu tun, durch ein starkes Charakterisierungsvermögen, durch ein sicheres Stilgefühl und durch einen Humor von ganz eigentümlicher, wohlthuender Milde. Er beherrschte vollständig jene zarte Komik, die aufs gründlichste erheitern kann, ohne im Spiel der Gegensätze und in der Vermittlung drolliger Verfehrtheiten jemals das Gemeine zu streifen.

Kleine Chronik

Januar

30. Ein seit 25 Jahren auf der Hampelbaude bediensteter Arbeiter, Kleiner, stürzt auf dem Rückwege aus der Riesenbaude von einer 200 Meter hohen Fels-

wand ab. Sein verstimelter Leichnam wird erst am 1. Februar gefunden.

Februar

2. Im Krankenhaus zu Greiffenberg explodiert einer der beiden Dampfkessel. Die Detonation erschüttert das Gebäude in seinen Grundfesten, ohne jedoch mehr als einen — wenn auch bedeutenden — Materialschaden anzurichten.

4. Mittags 3½ Uhr landet in Armadebrunn bei Brimkenau der mit drei Offizieren besetzte Militärballon „Reiher“.

5. Vor dem Fenster des Wowra'schen Saales in Dziectowiz wird während einer Tanzpause von ruckloser Hand eine Dynamitpatrone zur Explosion gebracht. Durch die in den Saal sprühende Feuergarbe und die umhergeschleuderten Glassplitter werden zahlreiche Personen verletzt.

8. Bubenhände beschädigen in der Nacht zum 8. auf dem Oswiker Gemeindefriedhofe am Kapellenberge 39 Denksteine.

10. Abends von 8—9 Uhr findet eine Probebestrahlung des altehrwürdigen Breslauer Rathhauses statt. Die mittels elektrischen Lichtes vorgenommene Beleuchtung zeigt abwechselnd rote und grüne Farbe.

12. In der Nacht zum 12. Februar, 2 Uhr 3 Min., wird in Breslau am Südosthimmel ein schönes Meteor beobachtet. Die bläulich-weiße Kugel, die einen leuchtenden Schweif nach sich zieht, bewegt sich unter hörbarem Zischen in östlicher Richtung, bis sie zerprüht.

Die Toten

Januar

28. Herr Kgl. Hofarzt a. D. Friedrich Bellin, 79 J., Militärlch.
29. Herr Dr. chem. Max Passon, 47 J., Breslau.
30. Herr Hauptmann a. D., Kirchenältester Paul Seiffert, Breslau.
Herr Rechtsanwalt und Notar, Stadtverordnetenvorsteher Hermann Golinsky, 57 J., Waldenburg.

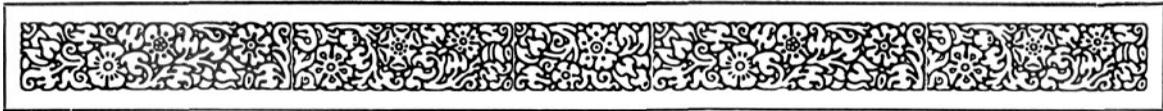
31. Herr Biegeleibesitzer Carl Leuchtenberger, 56½ J., Jauer.

Februar

1. Herr Prof. Dr. Richard Stern, 45 J., Breslau.
Herr Bahnhofsvorsteher Paul Schild, 39 J., Glaz.
2. Fräulein Bertha v. Oheimb, 78 J., Trebnitz i. Schl.
Herr Schulrat Dr. phil. Hippauf, Breslau.
3. Frau Gräfin Amélie v. Pfeil und Klein-Ellguth, 83 J., Breslau.
Herr Kommissionsrat Simon Graefer, 74 J., Breslau.
5. Herr Gymnasialoberlehrer Prof. Dr. Leo Bartelt, Neisse.
Herr Geh. Justizrat, früh. Reichs- und Landtagsabgeordneter Paul Letocha, 77 J., Radzionkau O.-S.
7. Herr Justizrat Dr. jur. Edmund Schwade, Loslau.
8. Herr Dr. Heinrich Carliczek, Königshütte.
Herr Bürgermeister Franz Jencinski, 73 J., Suttentag.
12. Herr Rektor a. D. Gramatke, 71 J., Breslau.



Heinrich Oberländer



Der Väter Scholle

Roman von Paul H o c h e

(1. Fortsetzung)

Dann guckt er sich noch einmal um, ob ihn auch niemand in seiner Nachetat gesehen habe, wirft noch einen erbosten Blick auf die Stadt, die ihm so teuer geworden war, und schreitet dann auf der Landstraße rüstig vorwärts.

War ihm zuviel erzählt worden, wenn man ihm gesagt hatte, daß sich jenseit des Oderstromes ein ganz anderes Land ausdehnte wie das seiner Heimat war? Nein, sicher nicht!

O, wie der Fuß jetzt durch die fruchtbaren Fluren schritt, wie konnten sich da Auge und Seele laben an der Pracht der Gefilde! Hier wogten in unendlichen Gebreiten die goldbraunen, schweren Lehren des Weizens, dort grünte in weiten Geländen das üppige, saftige Kraut der Zuckerrübe, dahinter wieder reifte die kostbare Oelfrucht des Rapses auf Aekern, wo man daheim nur die ärmliche Lupine erbauen konnte. Der süße Duft des Klees erfüllte balsamisch die reine Luft. Es war, als wandere man durch die lebendige Pracht eines herrlichen Gottes Gartens.

Hier ragten die hohen Schornsteine einer Zuckerfabrik in die Lüfte, und dort, im nächsten Dorfe war schon wieder ein ähnliches Bild zu schauen. Von diesen stolzen Fabriken war daheim nichts zu sehen gewesen. Da lugte höchstens hier und dort eine Esse aus dem Dörflein hervor zum Zeichen, daß die karge Kartoffelfrucht in Brammtwein umgewandelt wurde.

Und die Dörfer! Auch die sahen ganz anders aus als sein Heimatsort nahe der polnischen Grenze! Fast alle Häuser waren aus Stein und Ziegel erbaut. Nur selten war eine Strohhütte zu erblicken. Viele Gebäude waren gar zweistöckig, manche grün oder rot angestrichen oder doch weißt; ein freundliches Gärtchen trennte viele Wohnungen von der Straße. Hier in diesem Lande mußte der Wohlstand groß sein, hier mußte viel Glück zuhause sein!

Handrischek war tüchtig ausgeschritten. Nur einmal, als die Sonne senkrecht über der Erde stand, hatte er gerastet, erst am grünen Waldesrande die letzten, mitgenommenen Vorräte an Butter und Brot verzehrt und sich dann ein Stündchen zum Schlummer niedergelegt.

Er hatte seinen Kurs immer nach Westen gerichtet. Fehlgehen konnte er ja kaum,

da ihm der Zobten immer ein untrüglicher Wegweiser blieb. Als die Sonne sich bereits hinter die niedrigen Ausläufer des Zobtenberges senkte, hatte er eine gute Strecke geschafft. Er hatte den Berg, der jetzt wie ein massiger Riese nahe vor ihm da stand, fast erreicht.

Aber nun versagten die Knie auch bald ihren Dienst. Die Müdigkeit übermannte ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt. Fast hätte sich der Knecht, der daheim so manche Nacht im Freien verschlafen hatte, hinter einer Hecke am Walde niedergelegt. Da erblickte sein Auge hinter den Bäumen die Siebel eines nahen Dorfes. Noch einmal raffte er seine Kräfte zusammen, und in kurzer Zeit hatte er den Ort erreicht.

Im ersten Gasthose kehrte er ein, trank ein Glas Braumbier und bat um ein einfaches Nachtlager, das ihm für billiges Geld auch gewährt wurde.

Ohne sich zu entkleiden, legte er sich nieder, verrichtete sein kurzes Abendgebet und schlief sofort fest ein.

II.

Auf dem Hofe

Am andern Morgen erwachte Handrischek wie sonst daheim zu gewohnter, früher Stunde.

Was sollte er heute beginnen? Noch weiter wandern, während das Geld schon zur Neige ging? Für diesen Gedanken konnte er sich gerade nicht sehr erwärmen. Wie wäre es, wenn er sich hier im Dorfe um geeignete Arbeit umsähe? Es war doch sicher, daß jeder Besitzer in der jetzigen Zeit ein paar fleißige Fäuste gebrauchen konnte.

Nachdem er in der leeren Wirtsstube gefrühstückt und seinen letzten Groschen dafür ausgegeben hatte, trug er der gutmütig dreinschauenden Wirtin sein Vorhaben vor und fragte sie, ob sie nicht eine geeignete Stelle für ihn wisse.

Die Frau brauchte nicht lange nachzusinnen. Hatte doch erst gestern Abend der Besitzer des Idahofes vor dem Dorfe am Walde draußen geklagt, daß der Knecht, den er zum ersten Juli gemietet hatte, nicht antreten könne, weil er verunglückt sei, und daß es ihm daher für die Erntezeit sehr an Arbeitskräften fehle.

Diese Mitteilung kam Handrischek recht gelegen. Ging er in einem fremden Orte

in Dienst, so eignete sich für ihn, den schüchternen Gefellen, ein abgelegener Hof am besten.

Er stand auf, ließ sich von der Wirtin „Zur Krone“ den Weg nach dem Idahofe beschreiben und wanderte kurz darauf aus dem Dorfe Lautenbach hinaus.

Nach einer Wanderung von zehn Minuten, an einem Buchenhaine entlang, stand er vor dem geöffneten Tore eines ansehnlichen Gehöftes.

Der Besitzer des Idahofes stand gerade im Hofe und erteilte seinen Knechten und Mägden Anweisung für die Vormittagsarbeit, als er den Fremden auf sich zukommen sah.

Handrischet hatte sein Haupt entblößt und wartete darauf, von dem Herrn angedredet zu werden. Dieser führte erst seine Anordnungen zu Ende und wandte sich dann freundlich an den Ankömmling, ihn nach seinem Begehre fragend.

„Bin ich auf der Wanderschaft, und möchte ich sein Knecht, wenn mich Panje kann brauchen. Hat mir Wirtin „Zur Krone“ gesagt, daß ich soll gehen auf den Idahof.“

Richard Salden verstand sogleich den Zusammenhang. Da kam ja die Hilfe wie gerufen. Nur hatte er ein leises Bedenken, sofort auf den Antrag einzugehen. Wie kam ein Arbeitsbursche dazu, jetzt, in der arbeitsreichen Zeit im Lande herumzustricken? Und ein vertrauenerweckendes Gesicht hatte der Fremde durchaus nicht. Listige, verschlagene Blicke ließ er im Hofe umherwandern, und sein Antlitz war alles andere, nur nicht freundlich zu nennen. Doch man konnte sich ja auch in einem Menschen täuschen, und einen Versuch konnte man schon mit ihm machen.

Salden bot dem Fremden einen verhältnismäßig niedrigen Lohn an; aber dieser war mit der Höhe desselben sofort einverstanden, war die Summe doch noch immer um ein Beträchtliches größer als die, die ihm Panje Krzok gezahlt hatte.

Der Gutsherr ließ dem neuen Knechte sein Kämmerchen anweisen und gab ihm dann für den Vormittag Beschäftigung im Hofe.

Mit neugierigen Blicken hatten die abziehenden Dienstkleute den neuen Knecht gemustert; leider konnten sie noch nichts Bestimmtes über ihn sagen und mußten deshalb ihre Erwartungen bis auf den Mittag hinausspannen, wo sie ihn wohl näher kennen lernen würden.

Nur Marianne, das Stubenmädchen, das „Schoßhündchen der Herrin“, wie sie der Großknecht mit Vorliebe zu nennen pflegte, hatte, in der Stube hinterm Fenster stehend, die Unterhaltung zwischen Herrn und Knecht bis

zu Ende mit angehört und bildete sich von dem Knechte ein gewisses Urteil: „Er wäre gar nicht übel, wenn sein Haar nur nicht gar so hell wäre, und wenn er nicht mit einer solchen Leichenbittermiene herumliefe. Der hält, nach seinen Mienen zu urteilen, nicht viel von der Liebe!“

Richard Salden war, nachdem das Engagement des neuen Knechtes in Ordnung gebracht worden war, in sein Wohnzimmer getreten, um mit seiner jungen Frau den Morgenkaffee einzunehmen. Sie saß bereits an dem appetitlich gedeckten Frühstückstische, als Richard eintrat. Er erzählte ihr, daß er einen neuen Knecht, einen Polen, gemietet habe; dann sprach er von den bevorstehenden Erntearbeiten. Als Frau Salden nur wenig dazu bemerkte, erhob er sich, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und wollte sich entfernen.

Er hatte einen wichtigen Ritt vor. Fast vierzehn Tage war es her, daß er seine Felder zum letztenmal sämtlich besucht hatte; denn in der vorigen Woche erst hatte er geheiratet, und da gab es an so viele andere Dinge zu denken, daß er nur wenig aufs Feld hinausgekommen war. Aber nun konnte er die Trennung von seinem Lande nicht länger aushalten; es zog ihn mit Macht hinaus.

Ein Wohlgefühl, wie er es lange nicht empfunden hatte, erfüllte ihn, als er sich auf sein Reitpferd schwang und in den klaren Sonnenschein hinauslenkte. Und konnte er sich nicht auch freuen? Hatte ihm nicht das Glück ganz besonders gelächelt? Gewiß, das konnte er nicht bestreiten.

Der Idahof war lange schon im Besitze seiner Familie gewesen. Jedenfalls ließ sich in der Geschichte seines Geschlechts nicht nachweisen, daß der Hof je in andern Händen gewesen wäre. Und wahrscheinlich waren die Besitzer des schönen Gutes immer tüchtige Landwirte gewesen; von den beiden letzten ließ sich das jedenfalls mit Sicherheit beweisen; denn der Hof war in der schönsten Ordnung. Die Gebäude waren fest und zweckentsprechend eingerichtet. Der kleine Wald war gut gepflegt, in den Ställen stand schönes, zahlreiches Vieh, und der Acker und die Wiesen waren durchweg ertragfähig zubereitet.

An diesem Stande der Dinge hatte allerdings auch der jetzige Besitzer, Richard, seinen großen, wohlverdienten Anteil. Als vor zehn Jahren sein Vater, der geachtete Oberamtmann Salden, gestorben war, hatte der einzige Sohn, der damals erst zwanzig Jahre zählte, für die Mutter den Hof ganz allein verwaltet. Es war kein leichtes Stück Arbeit gewesen, sich in die Pläne des jäh Verstorbenen hineinzufinden und die Wirtschaft auf

der alten Höhe zu halten. Richard aber war es in seltener Weise gelungen.

Der Hof war seine ganze Liebe gewesen. Unablässig hatte er sich mit ihm in Gedanken beschäftigt; er hatte keinen höheren Ruhm gekannt als den, das Erbe seiner Väter in der überkommenen Weise zu erhalten und für seinen Teil auch noch Besseres hinzuzufügen. Das gelang ihm umso besser, als ihn nicht nur die Pflicht zu solcher Treue gegen sein Erbe anspornete, sondern auch sein Herz an seinem heimatlichen Hofe hing.

Wie hatte er sich jedesmal gefreut, wenn er aus der Stadt zu den Ferien nach Hause gekommen war! Nicht, daß er dann von dem Zwange des Lernens befreit war — er lernte gut und gern — machte ihn damals glücklich, sondern der vertraute Umgang mit den tausend Dingen seiner Heimat, mit denen allen er sich eins und selig wußte. Er kannte jeden Strauch und Baum in dem kleinen Buchenwäldchen, wußte jedes Vogelnest im Versteck, war vertraut mit der Natur eines jeden Stückchens Acker. Vielleicht hatten die Einsamkeit und die Abgeschlossenheit von Menschen auf dem isolierten Hofe noch besonders dazu beigetragen, die Dinge seiner Umgebung seinem Herzen näher zu rücken, sie zu seinen Freunden zu machen, ohne die er schließlich nicht leben konnte.

Richard Salden hatte nur noch eine um viele Jahre ältere Schwester gehabt. Christine war schon längst verheiratet und glückliche Familienmutter. Sie hatte sich nicht weit von dem väterlichen Hofe zu entfernen brauchen. kaum eine Viertelstunde vom Idahof entfernt lag das „Fuchsland“, das Gut ihres Mannes, der mit seinem Hofe gleichfalls noch zu der Gemeinde Lautenbach gehörte, und auf den nach des alten Salden Tode auch das Amt und der Titel eines Oberamtmanns übergegangen waren.

Als Richard nahe an die Dreißig gekommen war, war seine Mutter, die dem Hauswesen bisher vorgestanden hatte, durch einen Schlaganfall gelähmt worden, so daß sie ihr Amt nicht mehr in der bisherigen Weise vertreten konnte. Eine neue Sorge war daher an Richard herangetreten: für sie Ersatz zu schaffen. Die Mutter hatte ihm schon mehrere Male nahegelegt, daß es Zeit sei, eine junge Frau in den Hof zu holen, da er doch nicht immer ledig bleiben könne. Auch Schwester Christine hatte ihm schon öfters zugeredet, ihr doch eine liebe Schwägerin zuzuführen.

Gewiß hatten ja die beiden Frauen Recht mit ihren Ermahnungen. Wenn das Heiraten nur keine so wichtige Sache gewesen wäre!

An Partien hätte es ihm freilich nicht gefehlt; da war manche reiche Besitzerstochter aus der Umgebung, die gern als Herrin in den Idahof eingezogen wäre und dem hübschen und tüchtigen Gutsbesitzer die Hand zum Bunde fürs Leben gereicht hätte. Und unter den armen Mädchen hätte sich erst recht manche ins Fäustchen gelacht, hätte ihr die Glücksgöttin den stattlichen, schuldenfreien Hof zugebracht.

Aber keiner von allen, die auf diesen seltenen Schatz schielten, fiel er zu. Eine Fremde war in den Hof eingezogen.

Auf der Hochzeit eines Freundes in der Nachbarschaft hatte Richard Salden seine Beate kennen gelernt, die er zur Hochzeitsjungfer bekommen hatte. Ihre Schönheit hatte es ihm angetan, ihre ruhige Freundlichkeit und der Reiz ihrer Unterhaltung hatten ihn bezaubert. Er konnte sie nicht mehr vergessen. Immer und immer wieder waren seine Gedanken in den nächsten Tagen zu ihr geeilt und hatten sich an ihrer lichten Erscheinung gelabt. Was für ein Glück mußte es sein, sie zur Gattin zu besitzen, immer mit ihr zu leben!

Die Mutter war hocheifrig gewesen, als ihr der Sohn seine Gedanken mitteilte. Sie gab ihm im voraus seinen Segen zu seinem Vorhaben. Wie er Beate schilderte, mußte sie ja durchaus zu ihm passen, mußte sie ihn glücklich machen können, so glücklich, wie es ihr Sohn verdiente. Und dieser Punkt gab bei ihren Erwägungen allein den Ausschlag.

Ganz Lautenbach war natürlich sehr erstaunt, als es auf einmal hieß, in den Idahof ziehe eine Großstädterin ein, die die Tochter eines kleinen Bankbeamten, und Musiklehrerin sei und außer der Aussteuer natürlich keinen Pfennig Vermögen besitze. Es gab unter den Besitzern sogar einige, die sich berufen fühlten, die Vorsehung zu spielen und Salden darauf aufmerksam zu machen, ob er es sich auch schon deutlich überlegt habe, was für Folgen es haben könne, wenn er eine Großstädterin zur Gutsfrau mache, dazu noch eine, die nicht viel mitbringe.

Salden hatte auf solche Anspielungen geantwortet, was er in seinem Herzen auch wirklich dachte: eine Geldheirat habe er ganz und gar nicht nötig, und auch um die Wirtschaft brauche sich seine Frau nicht viel zu bekümmern, wenn sie keine Lust dazu habe; denn da werde er schon ein wachsameres Auge haben. Seine Frau solle sich nur bei ihm glücklich fühlen, das allein sei die Hauptsache. —

Der junge Guts herr fühlte sich jedenfalls ganz beglückt, als er nun den Hof verließ, um von dem Feldwege aus, der seine Acker umrandete, zu sehen, wie die Früchte ständen.

Sein Gesicht glänzte hell auf, als er nach so langer Zeit wieder sah, was ihm alles so tief ans Herz gewachsen war.

Und mußten ihm jetzt seine Fluren nicht noch viel besser gefallen, jetzt, da noch jemand anders ebenso sehr seine Freude daran haben würde, jetzt, da er im Geiste schon den Erben seiner Aecker sah, für den er zu wirtschaften hatte?

Elastisch wiegte er sich im Sattel; er war im Augenblick wunschlos glücklich. —

Nachdem Richard zum Hofe hinausgeritten war, war Beate in ihr Zimmerchen gegangen. Dort war sie einige Minuten hin und her geschritten, hatte einige Augenblicke wie träumend in die Ferne geblickt und sich dann an ihrem zierlichen Schreibtisch niedergelassen.

Noch einmal lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück, ehe sie auf den vor ihr liegenden Bogen zu schreiben begann. War es doch das erste Mal seit ihrer Vermählung, daß sie einen ganzen Vormittag allein sein konnte, da Richard erst zum Mittagessen zurück sein wollte.

Da drängte sich ihr von selbst die Vergangenheit noch einmal ins Bewußtsein. Eigentlich mußte sie ihren Bekannten doch Recht geben, wenn sie behauptet hatten, sie könne von einem seltenen Glück sprechen, eine so gute Partie gemacht zu haben. Gewiß, das konnte sie in einer Hinsicht nicht leugnen. Sie, die arme Beamtentochter, hätte wohl lange warten können, ehe wieder ein Freier kam, der so reich wie Salden und an dessen Person und Charakter auch nicht ein Makel war. So lange die Eltern lebten, hätte sie ja im Notfall bei ihnen bleiben können, aber dann wäre sie doch das abhängige Kind geblieben, das seine beschränkte Lage sicher tief und bitter empfunden hätte. Hätte sie sich selbständig gemacht und ihren Beruf als Klavierlehrerin ausgeübt, wäre sie auch nicht auf Rosen gebettet gewesen. Denn die große Konkurrenz drückte die Stundenhonorare auf einen Spottpreis herab.

Nein, für beides war sie gleich wenig geschaffen, um sich glücklich zu fühlen, sie, das kluge Mädchen, die stolze und verschlossene Beate!

Da war Salden in ihren Lebenskreis getreten, er, der keinen größeren Wunsch hatte als den, sie als sein Weib in sein schönes Heim zu führen. Wie eine Erlösung aus ihrer bisherigen Lage winkte es ihr. Zwar hatte ihre Schönheit schon manchen Anbeter in ihren Bann gezogen; aber es waren immer Leute gewesen, die ihr entweder nichts Sicheres bieten konnten, oder die nur einen leichten Flirt beabsichtigt hatten, oder solche Männer,

die ihr aus irgend einem Grunde nicht nur gleichgültig, sondern sogar verhaßt gewesen waren.

Da hatte es nicht erst des Zuredens ihrer Eltern bedurft; sie erkannte ihre Lage selbst ganz deutlich und entschloß sich freiwillig, Richards Hand anzunehmen.

Ob sie deshalb aber jetzt glücklich war?

Sie hatte Richard in der letzten Zeit soviel davon reden hören. Auch Freunde und Angehörige ihrer Verwandtschaft hatten soviel von ihrem großen Glück zu ihr gesprochen, daß sie nicht umhin konnte, sich diese Frage nun auch selbst zu stellen und zu beantworten.

Nein, der Zustand, in dem sie jetzt lebte, konnte noch nicht das Glück sein, wenigstens nicht das Gefühl, das die aufs höchste gesteigerte Seligkeit, die höchste Wonne des Menschenherzens ausmacht. Das echte Glück hätte ihr Herz nicht so gleichgültig lassen können, wie es bisher der Fall gewesen war!

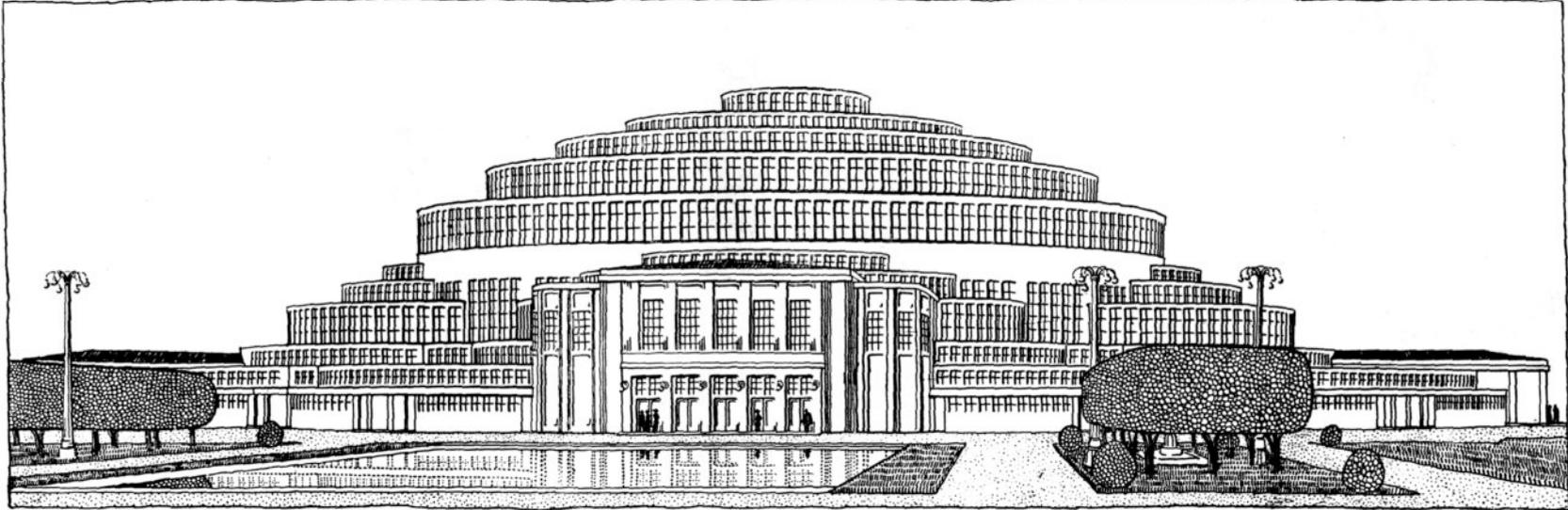
Freilich fehlte es ihr hier an nichts; sie lebte in förmlichem Ueberfluß; aber machte dies das Glück aus? Der Mangel an äußeren Glücksgütern drückte wohl früher oft ihre Seele nieder, aber ihr Besitz allein konnte sie darum noch nicht mit Wonne erfüllen.

Und ihr Mann? Sie hätte nicht sagen können, was sie sich an ihm anders wünschte, er war sogar fast vollkommen in allen Dingen, und doch blieb er ihr gleichgültig. Wie hatte er sich doch getäuscht, als er beim Abschied die zärtliche Bemerkung machte, sie solle nur geduldig die erste kleine Trennung ertragen, er komme ja bald wieder. Wie wenig er sie doch kannte!

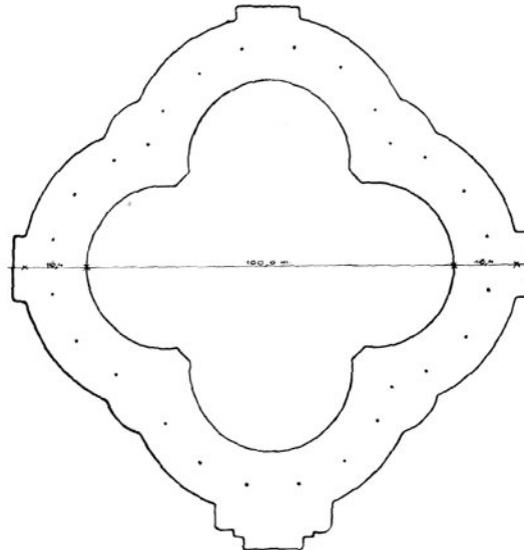
Wenn sie sich ihre Lage recht überfann, so hatte sie das Glück überhaupt noch nicht kennen gelernt, auch früher nicht. Sie hatte nie über eine fröhliche Sache aufjubeln können, wie ihr kleines Schwesterchen Sophie es alle Augenblicke tat, wie es ihrem älteren Bruder so wohl stand. Wenn ihre Lehrer, ihre Eltern ein Auflachen ihres schönen Antlitzes erwartet hatten, dann war immer der Mund, der doch so freundlich gestaltet war, fest geschlossen, das Auge stets rätselhaft ernst geblieben.

Wie es ihr doch stets schwer gefallen war, aus sich heraus zu gehen, einmal wegen einer Sache vor anderen Leuten warm zu werden! Selbst ihren Eltern, die es doch so gut zu ihr meinten, hatte sie nur selten ihr Inneres entdeckt, so daß diese öfters ihren Hochmut, ihre Verschlossenheit zu schelten berechnigte Ursache gehabt hatten. Auch zu ihren Geschwistern hatte sie nie in ein herzliches Verhältnis treten können.

(Fortsetzung folgt)



Entwurf einer ständigen
Ausstellungshalle für Breslau
von Stadtbaurat Max Berg



M. 1:500

Schaubild
und schematische Darstellung
des Grundrisses



Die Ausstellung zur Erinnerung an die Befreiungskriege im Jahre 1913

Unsere Zeitschrift hat von allen Preßstimmen zuerst — schon im Jahre 1908 — die ihre erhoben für die Idee, im Jahre 1913 in Breslau, als dem Ausgangs- und Mittelpunkt der Volksbewegung von 1813, eine große kunst- und kulturhistorische Ausstellung zur Erinnerung an die Befreiungskriege zu veranstalten. Und immer und immer wieder haben wir seitdem darauf hingewiesen, daß dies die schönste und würdigste Form einer Erinnerungsfeier jener großen Zeit sei, eine weder byzantinische noch chauvinistische Art des Gedenkens, eine Anregung zu patriotischer Empfindung und historischem Sinn, die des Interesses zum mindesten ganz Deutschlands sicher sein dürfte.

Jetzt — ist die Ausstellung so gut wie beschlossen. Die Stadt Breslau hat sich zur Trägerin, moralischen wie finanziellen, des Unternehmens gemacht. Man hofft, daß der Kaiser, was ausschlaggebend für das Gelingen wäre, das Protektorat über die Ausstellung übernimmt.

Und die erste Frucht des bloßen Gedankens der Ausstellung ist schon gezeitigt, nämlich der Beschluß, in Scheitnig auf dem ehemaligen Rennplatz eine große, ständige Ausstellungshalle zu errichten, zu der Stadtbaurat Berg den Entwurf geliefert hat. Denn schwerlich wäre es wohl zur Erfüllung dieser schon seit

Jahren drängenden und auch von uns betonten, aber erhebliche Mittel heischenden und deshalb noch vor ganz kurzer Zeit unerfüllbar erscheinenden Forderung eines festen Baues für Ausstellungen und Versammlungen aller Art in Breslau gekommen, wenn eine massive Halle nicht die Grundbedingung gewesen wäre für eine Ausstellung, die wie die für 1913 geplante, sehr große Werte aus vielen Besitzhänden auf ein halbes Jahr in vollkommener Sicherheit bergen soll.

Heute, wo die Bergschen Pläne für die Halle erst ihrer Vollendung entgegenreifen, wäre es unangebracht, schon näher darauf einzugehen. Auf Beilage Nr. 24 wird eine ungefähre Anschauung des Riesenhauses vermittelt.

Das Projekt sucht beiden Anforderungen an eine massive Halle, als Ausstellungs- wie als Versammlungsraum zu dienen, nach Möglichkeit gerecht zu werden. Ein großer zentraler Kuppelbau wird innen gegliedert durch vier große Bögen, die einen Ring tragen, von dem aus sich Rippen nach der Spitze zu ziehen. Die Gesamtheit des Kuppelbaues ist bis zur Spitze in kleine Etagen gegliedert, deren Wände bis auf die notwendigen Konstruktionsteile vollständig in Glas ausgeführt sind. Es wird hierdurch eine möglichst umfangreiche Lichtzuführung durch Seitenlicht erreicht. Da eine Ausstellungshalle nicht nur einen großen zentralen Raum verlangt, sondern auch kleinere Räume, so sieht das Projekt die Abgrenzung der großen Halle durch einen Ring kleinerer Räumlichkeiten vor, die gegen die Halle durch Türen abgeschlossen und bei Versammlungen zu Kleider-

oder Erfrischungsräumen verwendet werden können. Die Halle soll mit ihren Nebenräumen ein Areal von rund 13 200 Quadratmeter einnehmen. Sie ist so groß wie etwa der Blücherplatz in Breslau, während der äußere Ring eine Ausdehnung hat, die annähernd der der gesamten Ausstellungsfläche des Kunstgewerbemuseums und des Museums der bildenden Künste zusammen entspricht. Die Personenzahl, die die Anlage insgesamt aufnehmen kann, ist auf 9500 berechnet. Es sind vorgesehen 5200 Parkettplätze, 2200 Stehplätze auf einer Sängertribüne, 1200 Stehplätze auf einer Zuschauertribüne und 700 Sitzplätze in seitlichen Galerien und Logen. Die Personenzahl kann jedoch durch Einschränkung der Sitzplätze noch vergrößert werden. Die Kosten für die Halle, die in Eisenbetonkonstruktion errichtet werden soll, sind auf insgesamt 1 600 000 Mark einschließlich Heizungsanlage, die außerhalb der Halle angeordnet ist, und Beleuchtung veranschlagt. Dabei ist allerdings auf eine repräsentative Ausstattung des Äußeren der Halle sowie des Inneren verzichtet.

Im Herbst dieses Jahres spätestens soll mit dem Bau begonnen werden, damit er Ende des Jahres 1912 oder Anfang 1913 vollendet ist. Für die Einrichtung der Ausstellung, die im Mai 1913 eröffnet werden soll, stünden dann nur noch knapp vier Monate zur Verfügung.

Ebenso kurz bemessen ist, selbst wenn jetzt unverzüglich damit begonnen wird, die Zeit der Vorbereitung der Ausstellung. Denn über die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden, das Maß von Arbeit, geistiger wie physischer, das dabei zu leisten ist, werden sich wohl nur die ganz wenigen klar sein, die diese Schwierigkeiten zu überwinden und insbesondere die tatsächliche Arbeit zu leisten haben werden.

Um aber auch den Fernstehenden einen ungefähren Begriff von der Ausstellung wenigstens auch hier, wie bei der Halle, jetzt schon zu geben, sei auszugsweise der Bericht angeführt, den der Direktor des Breslauer Kunstgewerbemuseums, Professor Dr. Masner, dem Magistrat unterbreitet hat. Es heißt darin:

„Zu der Jubiläumsausstellung von 1913 drängen Breslau große nationale und patriotische Erwägungen, der Stolz auf den größten Moment seiner Geschichte und sein Ehrgeiz, in kulturellen Fragen das von ihm mit Recht zu Erwartende zu tun. Die Ausstellung müßte im größten Maßstabe gehalten sein und einen ausgesprochen künstlerischen Charakter tragen. Nur unter diesen beiden Vorbedingungen kann sie die Befreiungskriege und deren Zeit würdig und groß vorführen. Ausdrücklich abgelehnt muß die Vorstellung werden, daß es nur auf das gegenständlich und historisch Interessante, auf bloße „Erinnerungen“ ankomme; dadurch würde der ganze Wert der Ausstellung schwer beeinträchtigt, sie selbst eine Karitätenammlung. Die Kunst jener Zeit ist noch kraftvoll genug, um uns auch das gegenständlich Wichtige in künstlerischer Form zu bieten.

Die Ausstellung würde umfassen: 1) Porträts der führenden Persönlichkeiten in den Befreiungskriegen, Fürsten, Heerführer, Staatsmänner, Dichter, wertvolle Erinnerungen an sie und Autographen. Neben den Verbündeten dürfte auch der Gegner nicht fehlen. 2) Uebersichtliche Darstellung des Heerwesens. 3) Darstellungen der Ereignisse, gleichzeitige und spätere. 4) das Leben und die Kunst der Zeit (vielleicht nach Ländern geordnet). a. Städtebilder, b. Das Kostüm, c. Architektur in Bild und Original (kleine Bauten), d. Malerei, Graphische Künste, Miniaturmalerei, e. Plastik, f. Kunstgewerbe, Interieurkunst, Goldschmiedekunst, Bronze, Keramik, Glas, Glyptik.

Um ein vollständiges Bild der ganzen Zeit und das Beste aus ihr zu erhalten, wird man das Material für die Ausstellung nicht nur allein in Deutschland zusammenbringen dürfen. Man wird sich auch an die damals mit Preußen verbündeten Staaten, vor allem Oesterreich, Rußland und England wenden müssen. Dort aber wie selbst auch in Deutschland werden wir überall nur dann offene Türen finden, wenn sich der Kaiser und die Regierung für die Ausstellung interessieren.“

Die Ausstellung selbst soll in dem Ringe des Ausstellungsgebäudes im Rahmen von passenden Interieurs untergebracht werden, während für die große Halle gärtnerische Anlagen geplant werden. Die Kosten der eigentlichen Ausstellung sind auf ungefähr 500 000 Mark veranschlagt, da besonders hohe Aufwendungen für Transport, Versicherung und Bewachung der einzelnen Gegenstände erforderlich sein werden.

Mit einiger Phantasie kann man sich daraus ein Bild gestalten, das uns zeigt, daß Breslau eine derartige Ausstellung überhaupt noch nicht gehabt hat, daß diese Ausstellung aber auch, kommt sie so zustande, wie sie gedacht ist, geeignet sein dürfte die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich und die Stadt Breslau zu lenken.

Zum Vergleiche könnte man am ehesten die im Jahre 1896 vom K. K. Oesterreichischen Museum in Wien veranstaltete Wiener-Kongreg-Ausstellung heranziehen, die die Kulturgeschichte, die bildenden Künste und das Kunstgewerbe, Theater und Musik in der Zeit von 1800—1825 vorführte und den Erfolg hatte, der eben angedeutet wurde. Es trifft sich nun gut, daß damals unter den Männern, denen die Einrichtung dieser Ausstellung oblag, auch Professor Masner schon war, auf dessen Schultern die Hauptlast der Breslauer Ausstellung schließlich ruhen dürfte. Zu seinem Willen und Können, wie zu dem seiner wissenschaftlichen wie künstlerischen Mitarbeiter kann man am ehesten das Vertrauen haben, daß das Riesen-Unternehmen, dem Hemmungen unüberwindlicher Art erspart bleiben mögen, zu einem vollen Erfolge führen wird.



Batikarbeiten aus der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Breslau
(Schülerinnen: Rohde, Paul, Schneider, Heinrich)

Batiks

Von Paul Hampel in Breslau *)

Batiken nennt man ursprünglich die Technik, mittels deren die Eingeborenen Java's ihren Sarong, ein großes baumwollenes Tuch, das sie wie einen Rock um ihre Hüften schlingen, seit Jahrhunderten mit farbigen Ornamenten reich verzieren. Das Batiken ist somit neben Stikerei und Weberei eine der ältesten Techniken, um Stoffe farbig zu mustern, und zwar beruht sie auf der Anwendung von flüssigem Wachs, mit welchem man ein Gewebe an bestimmten Stellen abdeckt, worauf der Stoff gefärbt wird. In die mit Wachs

gedeckten Stellen kann die Farbe nicht eindringen. Die mit Wachs gedeckte Zeichnung zeigt also nach Entfernung des Waxes die ursprüngliche Grundfarbe des Stoffes. Wachs ist das beste Schutzmittel gegen das Eindringen der Farbe und bietet außerdem den Vorteil daß es sich leicht durch Auskochen entfernen läßt. Auf dieselbe Weise, also unter Anwendung des Waxes als Reservagemittels, werden übrigens von den Bewohnern des Spreewaldes die Verzierungen der Ostereier, die oft wirklich wahre Meisterstücke einer echten Volkskunst sind, zu schreiben. Denn obwohl schon seit fünf Jahren derartige Arbeiten an der genannten Schule hergestellt werden, ist die Kenntnis dieser Technik über einen verhältnismäßig kleinen Interessentencreis nicht hinausgekommen.

*) Herr Maler Hampel, Lehrer an der Breslauer Handwerker- und Kunstgewerbeschule, war so freundlich, auf unsere Anregung hin den folgenden Aufsatz über die Herstellung und Verwendbarkeit der Batikarbeiten

Die Redaktion



Das Auftragen der Wachszeichnung auf den Stoff

hergestellt. Auch in Oberschlesien ist dieselbe Verzierung der Ostereier üblich.

Zum Auftragen des Wachses bedient sich die Javanin des sogenannten „Tjanting“, eines kleinen, kesselförmigen Rännchens aus dünnem Kupferblech mit einem feinen, abwärts gebogenen Röhrchen, durch welches das flüssige Wachs ablaufen kann. Das Rännchen selbst ist in einem kurzen Rohrgriff befestigt.

Das Batiken ist auf Java eine Arbeit der Frauen aller Stände. Die Javaninnen hocken auf der Erde, der zu schmückende Stoff hängt über ein niedriges Holzgestell und wird mit

der linken Hand festgehalten, die rechte Hand führt den „Tjanting“ und trägt mit fließendem Wachs die traditionellen Muster auf. Das Wachs fließt nur, wenn es ungefähr auf 110 Grad erhitzt ist. Deswegen hat jede Arbeiterin neben sich auf einem, mit glühender Holzkohle gefüllten Becken einen kleinen Kupferkessel stehen, in dem Wachs stets auf obengenannter Temperatur erhalten bleibt, und schöpft hieraus heißes Wachs, sobald aus dem Tjanting infolge Erkalten des Wachses dasselbe nachläßt zu fließen. Aus dem Stoff, auf Java fast ausschließlich Baumwolle, muß durch Austochen die Appretur entfernt werden, damit das Wachs in den Stoff genügend tief eindringen kann, sonst springt das Wachs während des Färbens ab und die Zeichnung tritt nicht klar genug aus dem dunklen Hintergrunde hervor.

Ist die Wachszeichnung vollendet, so wird der Stoff gefärbt. Dieses Färben muß auf kaltem Wege geschehen, denn eine heiße Farblösung würde ja sofort die Wachszeichnung zum Schmelzen bringen und alle aufgewendete Mühe wäre umsonst.

Durch das Hantieren des Stoffes beim Färben und bei den Vorbereitungen dazu (Einweichen in kaltem Wasser) bricht die Wachsdecke; in die dadurch entstandenen Risse dringt die Farblösung mehr oder weniger ein, und, nachdem das Wachs entfernt ist, zeigen sich über das ganze Muster feine Aederchen, die zwar reine Zufallsprodukte sind, aber meist sehr reizvoll wirken und durch keine andere Technik erzielt werden können. Gerade diese Aederung ist für einen guten Batik charakteristisch und bildet den Hauptreiz dieser Arbeiten. Soll die Zeichnung mehrfarbig sein, so müssen nach dem erstmaligen Färben



Batik-Sammet-Pompadour
(Emilie Schneider)



Das Färben des Stoffes

und Trocknen des Stoffes, bestimmte Flächen wiederum mit Wachs gedeckt und dann mit einer zweiten Farbe gefärbt werden. Durch mehrmaliges Zudecken bestimmter Flächen und stets darauf folgendem Färben können beliebig viel Farben angewendet werden, jeder Farbenton wird jedoch dabei durch den vorher gefärbten mit gebildet resp. beeinflusst. Der dunkelste Ton einer Arbeit z. B. wird gebildet durch alle bei diesem Batik verwendeten Farben. Bei diesem Arbeitsgange wird das öftere Auskochen des Waxes vermieden. Sollen hingegen reine Töne wie z. B. gelb und blau gefärbt werden, so muß nach jedem Färben das Wachs vollständig entfernt und dann wieder so aufgetragen werden, daß nur stets diejenigen Stellen frei bleiben, die die nächste Farbe erhalten sollen. Mehrfarbige Batiks weisen naturgemäß auch mehrfarbige Aderung auf.

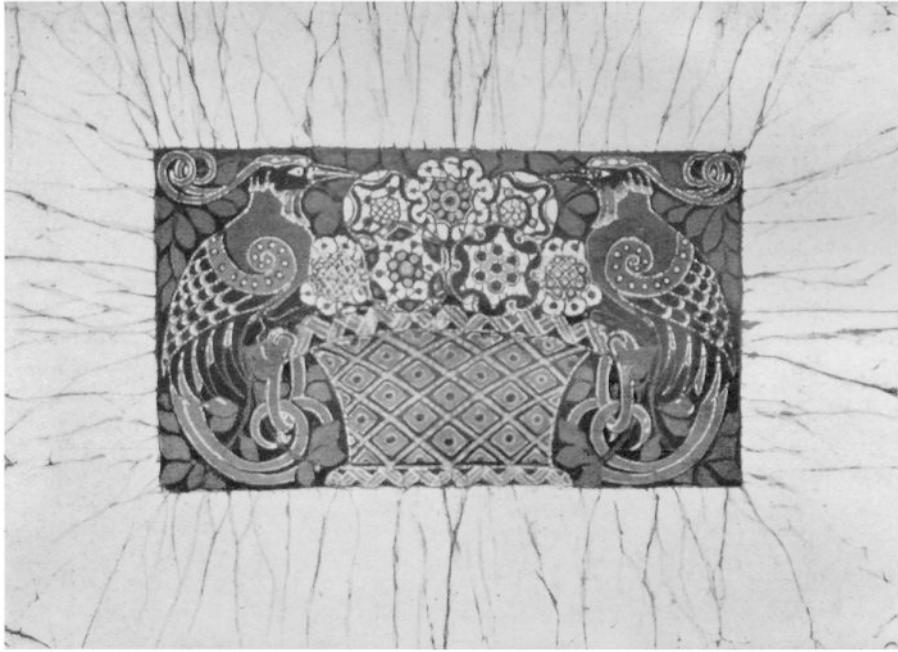
Da, wie bereits gesagt, das Entfernen des Waxes durch Auskochen erfolgt, außerdem der Batik auf Java in erster Linie als Kleidungsstück Verwendung findet, so müssen die Färbungen nicht nur der tropischen Sonne, sondern auch öftmaligem Waschen Stand halten, also mit anderen Worten: sie müssen licht- und waschecht sein, trotzdem sie doch nur kalt gefärbt werden können. Diesen Anforderungen entsprechen die Farblösungen, die die Javanen durch Auskochen verschiedener Hölzer und Wurzeln gewinnen. Es kommt bei ihnen hauptsächlich in Anwendung: tegrang-gelb, soja-braun, mengkudu-rot und indigo-blau. Letzteres in derselben Form der Indigoküpe, wie sie bis vor wenigen Jahren auch in Schlessien noch üblich war.

Die Eingeborenen bewahrten ängstlich ihre Farbreste vor den Augen der Europäer,

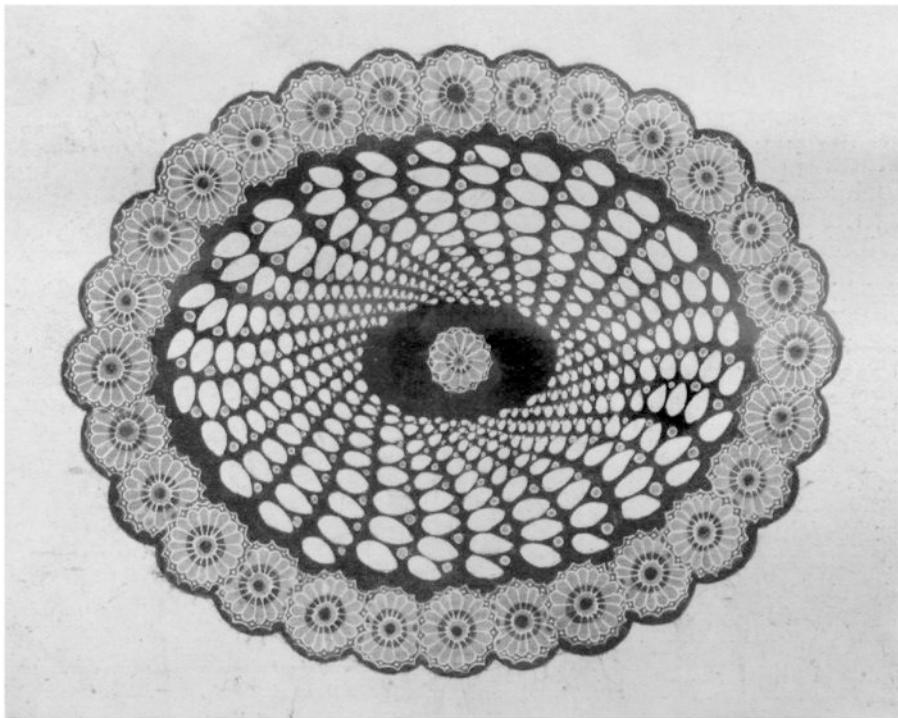
und dies mag wohl auch der Grund sein, daß, trotzdem echte Batiks in jedem Museum für Völkerkunde seit vielen Jahren, meist sogar der ganze Arbeitsgang und die verschiedenen Materialien gezeigt werden, es erst unserem Jahrhundert vorbehalten blieb, diese interessante Technik unseren Textilkünsten einzureihen.

Wahrscheinlich der erste Europäer, der den hohen künstlerischen Wert und die Entwicklungsmöglichkeiten dieser so überaus interessanten

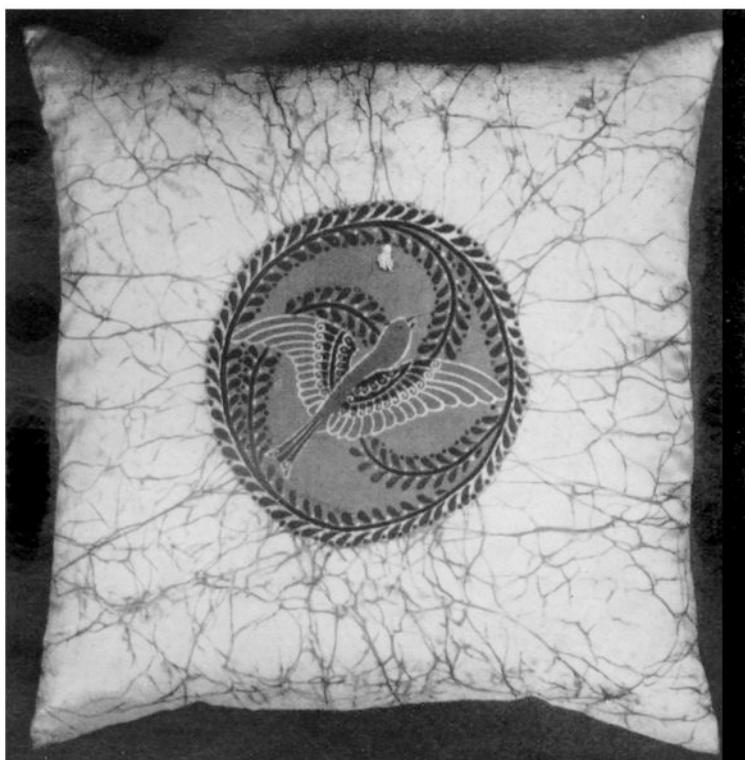
Batik-Pompadour
(Katharina Paul)



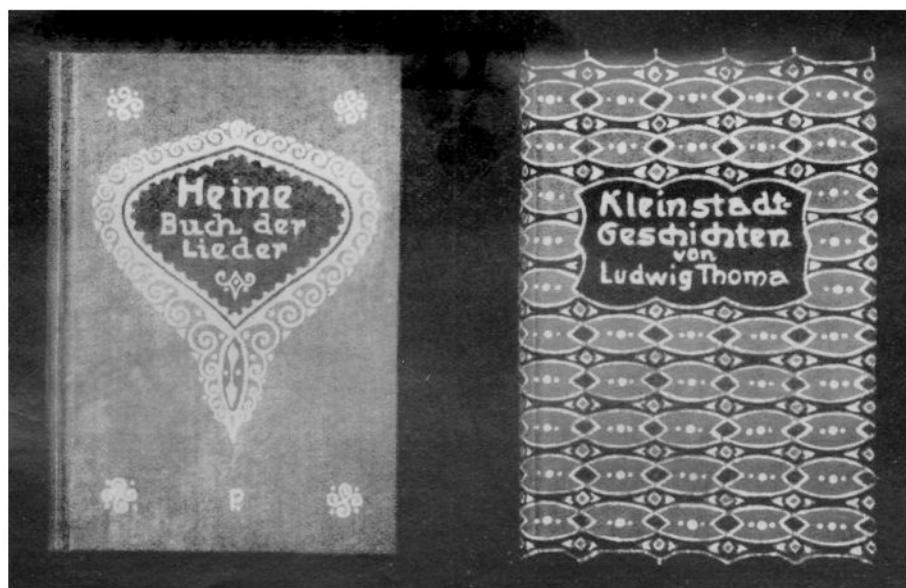
Batif-Decke
(Esfriede Rohde)



Batif-Decke
(Julie Baum)



Batik-Rissen
(Emilie Schneider)



Batik-Bucheinbände
(Katharina Paul)

Technik erkannte und sich eifrig bemühte, sie den Bedürfnissen unseres heutigen Kunstgewerbes dienstbar zu machen, war unser schlesischer Landsmann, der Kunstmaler Max Fleischer, der viele Jahre auf Java gelebt hat und dessen Name sich auch bei den Botanikern aller Länder eines guten Rufes erfreut.

Im Verein mit seiner Gattin, die auf Java selbst geboren ist, kam er bald hinter das „Geheimnis“ der Färbemethode der Eingeborenen und schuf, nach Deutschland zurückgekehrt, eine Reihe schöner Batikarbeiten, veranstaltete in den verschiedensten Kunstzentren Ausstellungen dieser Arbeiten, hielt Vorträge (so auch im Breslauer Kunstgewerbeverein) und bildete Schüler in diesem Verfahren aus. In dem bekannten Berliner Kunstschriftsteller Robert Breuer fand Fleischer einen verständnisvollen Verkünder und eifrigen Werber für die Batiktechnik. Viele Abhandlungen seiner Feder behandeln in den verschiedensten Zeitschriften dieses Thema und einer dieser Aufsätze war es auch, der mich veranlaßte, mit Fleischer wegen Erlernung dieser Technik in Verbindung zu treten. 1905 kamen mir die ersten von der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule unter Ehmke angefertigten Batiks zu Gesicht und auf der Lütticher Weltausstellung die ersten holländischen Arbeiten dieser Art. Aber wie's gemacht wird, hat mir niemand verraten und trotz aller Versuche wäre es mir vielleicht damals (heut existiert ja bereits eine kleine Literatur über dieses Gebiet) nie gelungen, mich in diese Technik einzuarbeiten, wenn es mir nicht durch das verständnisvolle Entgegenkommen meiner vorgesetzten Behörde und der finanziellen Unterstützung durch den Kaiser Friedrich Stipendienfonds des hiesigen Kunstgewerbemuseums ermöglicht worden wäre, 1906 einige Wochen in Fleischer's Atelier im Grunewald zu arbeiten.

Nun war ich glücklicher Besitzer aller „Geheimnisse“ und konnte bald selbst in der Breslauer Handwerker- und Kunstgewerbeschule Unterricht in dieser Technik erteilen. Die Abbildungen in diesem Hefte zeigen Schülerarbeiten des leßt vergangenen Jahres und geben gleichzeitig einen Ueberblick über die vielseitige Verwendbarkeit dieser Technik.

Die ersten Jahre wurde genau nach den Fleischer'schen Rezepten mit den javanischen Farben gearbeitet, durch das Studium der einschlägigen Literatur, durch Meinungsaustausch mit Fachleuten bin ich jedoch zu der Ueberzeugung gelangt, daß das alte javanische Färbverfahren längst nicht mehr die alte Bedeutung für uns hat, denn dank dem unermüdlchen Streben unserer deutschen

Chemiker besitzen wir jetzt künstliche Farbstoffe, mit denen wir Färbungen ausführen können die allen berechtigten Anforderungen in Bezug auf Licht- und Waschechtheit vollständig entsprechen. Die Elberfelder Farbenfabriken vorm. Friedrich Bayer & Co. haben der Anstalt in anerkanntenswerter Weise zu Versuchszwecken ihre bekannten Katigen-Farben und neuerdings die Algolfarben (Rüpenfarbstoffe) zur Verfügung gestellt, sodaß die Breslauer Anstalt wohl als einzige in ganz Deutschland in der Lage ist nach javanischer Weise mit Pflanzenfarbstoffen oder auch mit künstlichen Farbstoffen, aber immer „echt“ zu färben. Eine Anzahl Damen haben nun auch bereits die Gelegenheit benützt, diese Technik zu erlernen. Freilich ist es keine sogenannte „Liebhaberkunst“ und wird es auch hoffentlich nie werden trotz allem Bestreben gewisser Kreise, die diese schöne Handfertigkeit auf das Niveau der Holzbrandarbeiten herunterdrücken wollen.

Nur wer eine gewisse zeichnerische Vorbildung besitzt oder doch willens ist, sie sich anzueignen, wer außerdem sich nicht scheut, beim Färben mit Hand anzulegen, denn nur wenn das Färben in einer Hand bleibt, können die höchsten Reize aus dieser Technik herausgeholt werden, nur dem kann ich raten, einen Versuch auf diesem Gebiete zu wagen. Dann aber wird sie auch volle Befriedigung gewähren und sich ein reiches Gebiet der Betätigung erschließen. Ermöglicht doch die Batiktechnik jedem Kunstgewerbler seine Entwürfe in unvergänglicher Weise auf Baumwolle, Seide, Samt, auch auf Pergament zu übertragen. Decken, Vorhänge, Kissen, Schleifen, Schals, Fenstergardinen, Pompadours, desgleichen Bucheinbände, sind dankbare Objekte für die Batikunst. Derartige Arbeiten waren auch auf allen größeren Ausstellungen der lezten Jahre z. B. in Dresden 1906 und München 1907 vertreten.

Auch auf der Weltausstellung Brüssel 1910 wurde in der deutschen Abteilung eine Reihe sehr schöner Batikarbeiten von der Künstlerin Emma Volk in Nürnberg ausgestellt, teilweise als Ueberzugsmaterial für alle möglichen Kästchen, Taschentuchbehälter u. a. Ja selbst die Reichsdruckerei hatte in ihrer gediegenen Sonderausstellung zwei gebatigte Bucheinbände, leider im „maurischen“ Stil. Den Vogel aber schossen die Holländer ab, die ja diese Technik seit ungefähr einem Jahrzehnt geschäftlich mit Erfolg verwerten. Sie hatten eine Ecke des holländischen Hauses den javanischen Volkskünsten gewidmet, und stets umlagert von einer dichten Mauer Zuschauer übten die kleinen braunen Javaninnen ihre schöne Volkskunst aus.

Vor allem wurden aber hier, für mich ein seltener Anblick, Batiks auch gekauft.

Dem abgesehen vom Breslauer Kunstgewerbeverein, der seit Einführung dieser Technik in Breslau alljährlich einige Arbeiten meiner Klasse zur Verlosung angekauft hat, sind die

Käufer, die sich einen Batik beigelegt haben, noch zu zählen. Vielleicht tragen aber diese Zeilen dazu bei, weitere Kreise, z. B. die Innenarchitekten, auf diese schöne Technik aufmerksam zu machen, ihr nicht nur mehr Anhänger, sondern auch Käufer zuzuführen.



Batik-Behang
(Katharina Paul)

Von Nah und Fern

Unsere Beilagen

(Nr. 23 und 24)

In der unvermutet großen Reihe lebender schlesischer Greiffelkünstler ist ein neuer aufgetaucht, Dr. Lust in Hermsdorf i. N., von dem wir vorläufig einmal ein kleines, lebenswürdiges, mit großer künstlerischer Sicherheit geschaffenes Blatt, den Marktplatz in Warmbrunn, in Beilage Nr. 23 bringen, und der so freundlich war, uns über seinen Lebensgang auf Wunsch folgendes zu schreiben:

„Soweit meine Erinnerung reicht, habe ich „gemalt“. Mit Kreide auf den Fußboden, später mit Schieferstift, Blei, Feder. „Maler werden“, das war mein Herzenswunsch. Doch es kam anders. Zunächst wurde mir nach meiner Gymnasialzeit der Besuch der Dresdner Akademie gewährt, aber schon bei Semesteranfang wurde ich in Anbetracht der unsicheren Zukunft von dort abgerufen. Die Wahl Münchens als Universitätsstadt setzte ich aber durch, und so strebte ich in meiner Freizeit in der Kunst. Es ist lange her von dazumal bis heute. Erst mit 40 Jahren, als ich eine leidliche pekuniäre Basis hatte, ließ mich der Alltag los, nichts hielt mich mehr. Zweiundzwanzig Jahre später, aber zielbewußt und willensstark, nahm ich in Dresden meinen Jugend-

weg wieder auf. Bei Adolf Thamm genoß ich meine zeichnerische, bei Professor Vietzmann meine malerische Ausbildung. Den stärksten Einfluß aber übte der Maler und Radierer L. M. Heilmann in Frankfurt a. O., ein Mann voll Edelsinn, Kunstbegeisterung und Schaffensfreude, auf mich aus, indem er mich schon vor meiner definitiven Künstlerlaufbahn fast alljährlich zu Studienreisen veranlaßte. Später drückte er mir die Radiernadel in die Hand, da er auf diesem Kunstfeld meine Spezialbefähigung vermutete, und so wurde er darin mein Lehrer.

Eine lange unterdrücktes Heimweh führte mich vor einem halben Jahre nach Schlesien zurück und damit wurde mein Jugendtraum Erfüllung: Draußen, am heimatlichen Waldgebirge ein schlichtes Malerheim, still und verjornt.“

Die Beilage Nr. 24 gehört zu dem Aufsatz über die Ausstellung zur Erinnerung an die Befreiungskriege und zeigt die geplante Breslauer Ausstellungshalle in einer schematischen Zeichnung, da die Durchbildung des großen Projektes seitens des Herrn Stadtbaurats Berg noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird. Sobald die Pläne feste Gestalt gewonnen haben werden, werden wir auf diesen künstlerisch interessanten Bau näher eingehen.

Vereine

Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien. Am Freitag, den 10. März wird Dr. Erwin Hünke das große Abbildungs-Werk vorlegen, das er in Gemeinschaft mit Professor Dr. Masner im Auftrage des schlesischen Altertumsvereins über Goldschmiedearbeiten Schlesiens herausgibt und das voraussichtlich zu Ostern erscheinen wird, Dr. Buchwald außerdem wichtige Neuerwerbungen der Bibliothek. Am 24. März findet eine Führung durch die Ausstellung der Neuerwerbungen des Kunstgewerbemuseums statt, die Mitte März im Lichthof des Museums eröffnet wird.

Delegiertentag des Verbandes Deutscher Kunstgewerbevereine. Der diesjährige — 21. — Delegiertentag wird in Magdeburg von Sonnabend, den 1., bis Montag, den 3. April abgehalten. Am Sonnabend abend findet eine Begrüßung der Delegierten durch den Magdeburger Kunstgewerbeverein in der Handelskammer statt, am Sonntag vormittag werden im Stadtverordneten-Sitzungs-saal die Verhandlungen gepflogen, unterbrochen durch ein Frühstück im Ratsteller; abends findet ein gemeinsames Essen in der „Harmonie“ statt. Für Montag vormittag ist eine Besichtigung des Domes, des Kaiser Friedrich-Museums und der neuen Kunstgewerbeschule vorgesehen, für nachmittag ein Ausflug nach der Gartenstadt Hopfengarten. Von den einzelnen Punkten der vorläufigen Tagesordnung ist außer den üblichen geschäftlichen Berichten zu erwähnen: Berichte über die Gebührenordnung, über die Flugschriften des Verbandes, über die Wanderausstellungen, ferner ein Vortrag über Städtebau und Baupolizei, über Gartenstädte und über das Verhältnis des Kunstgewerbevereins zur Kalenderreform. Auch die Revision des Geschmacks-mustergegesetzes und die Kunst- und Gewerbe-Ausstellung in Malmö 1914 werden zur Sprache kommen.

Der **Verein für Geschichte der bildenden Künste** in Breslau feiert im Dezember 1912 sein fünfzigjähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß beabsichtigt er eine Geschichte des Vereins von 1862 bis 1912 herauszugeben, die Herr Professor R. Becker, der langjährige Sekretär des Vereins, bearbeitet, und außerdem ausgewählte Bilder aus der berühmten Prachthandschrift des Froissart im Besitze der Breslauer Stadtbibliothek mit begleitendem Text. Die Herausgabe dieses Wertes, zu der der Breslauer Magistrat einen Zuschuß von 8000 Mark bewilligt hat, ist Herrn Dr. Lindner, Direktorialassistenten am Museum der bildenden Künste, übertragen worden. Eine „Beschreibung der Breslauer Bilderhandschrift des Froissart verfaßt von Alwin Schulz“ erschienen vor 42 Jahren als Veröffentlichung des Vereins. Sie enthielt aber nur eine Photographie und sechs autographische (!) Tafeln. Jetzt ist die Herausgabe einer Anzahl der bedeutendsten dieser kostbaren Miniaturen auf farbigen Bildtafeln in Aussicht genommen, denen sich Lichtdrucktafeln und kleinere Abbildungen in dem die Bildermappe begleitenden Textbuche anschließen werden. Man schätzt die Kosten der Herstellung von 350 Exemplaren auf etwa 10 000 Mark.

In der **Sektion für Kunst der Gegenwart** der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur wurden Neuwahlen vorgenommen. Zu Sekretären wurden Professor Dr. Döpp, Architekt Henry und Professor Dr. Mar Koch wieder- und anstelle von Baurat Dr. Burgemeister und Direktor Dr. Janitsch Baurat Grosser und Professor Jermann neugewählt. Zum geschäftsführenden Vorsitzenden wurde Architekt Henry wiedergewählt, als Vertreter im Gesamtpräsidium wurden Architekt Henry und Professor Dr. Koch delegiert.

Der Vorsitzende berichtete, daß der Ausschuß für Ausstellungen eine Jahrhundertausstellung schlesischer Kunst veranstalten wollte, welche die Gabe der Vaterländischen Gesellschaft zum Jubiläumsjahr 1913 bilden sollte (was ihr aber, da sie über keine Geldmittel verfügt, sehr schwer

gefallen wäre. Die Redaktion). Nachdem aber die Stadt es übernommen hat, das Gedächtnis durch Errichtung einer Ausstellungshalle und eine Ausstellung zur Erinnerung an die Befreiungskriege zu feiern, will der Ausschuß abwarten, ob er sich vielleicht hier angliedern kann.

Der **Vorortauschuß** hat bisher gemeinsam mit dem Vorortverbände gearbeitet und für eine ganze Reihe von Breslauer Vororten Ortsstatute gegen Verunstaltung durchgefekt. Für Breslau selbst ist diese Angelegenheit noch in der Schwebe. Zurzeit besorgt der Ausschuß Alt- und Neu-Breslau Vorarbeiten nach dieser Richtung, indem er in einen Plan der Stadt Breslau alle diejenigen Gebäude einzeichnet, die der Erhaltung wert sind, damit bei einer Neufestsetzung von Fluchtlinien hierauf Rücksicht genommen werden kann.

Der **Hausfleißverein im Riesens- und Hiesgebirge** hielt am 8. Februar in der Aula der Holzschnitzschule in Warmbrunn seine erste Hauptversammlung ab, die einen zahlreichen Besuch aufzuweisen hatte. Auch der Präsident der königlichen Regierung in Liegnitz, Freiherr von Seherr-Thoß sowie der Geh. Oberregierungsrat von Glasow, der Reichsgraf Fr. Schaffgotsch auf Schloß Warmbrunn, der königliche Landrat Graf Pückler waren als Mitglieder anwesend. Der Vorsitzende, Hauptmann Seherr-Thoß, begrüßte die Erschienenen und erstattete einen kurzen Bericht über die Vorarbeiten, die der Ausschuß bisher geleistet hat.

Direktor Kiefer hielt dann einen Vortrag über „Zweck und Ziele des Hausfleißvereins im Riesens- und Hiesgebirge“. Einleitend führte er aus, daß die Zeiten der Not, die die Provinz Schlesien in reichem Maße durchzukosten hatte, von der Gebirgsbevölkerung am besten überstanden worden sei, trotzdem sie nicht sehr mit den Erträgen ihres rauhen Gebirgsbodens rechnen konnte. Das sei hauptsächlich ihrer vielseitigen Hausarbeit zuzuschreiben, welche schon früh eine wirtschaftliche Bedeutung erlangt und deshalb von den Landesbehörden in jeder Weise gefördert worden sei.

Beste Förderung hätten die Glas-, Holz- und Spizenindustrie erfahren und seien daher heute noch die größten und leistungsfähigsten Gruppen der Hausindustrie. Einige aber seien eingegangen, weil sie dem Zeitgeist nicht Rechnung zu tragen und sich neue Absatzgebiete zu erobern wußten, wie beispielsweise die Stein- und Schneidkunst.

Heute seien etwa noch 800 Kräfte in den verschiedensten Zweigen der Hausindustrie haupt- und nebenberuflich beschäftigt. Ein Teil ihrer Erzeugnisse sei von künstlerischem Wert; dazu gehörten die vorzüglichen Gläser, Spizen und Holzschnitzereien und eigneten sich recht gut für den Fremdenverkehr in unserem Gebirge, der als Andenken echte Riesengebirgsartikel wünsche. Leider sei der größte Teil aller Andenken, die jetzt als „schlesische Mitbringel“ verlangt würden, ausländische Ware, die fälschlicherweise als „echte“ Riesengebirgsware verkauft würde.

Das müsse anders werden! Das einheimische Absatzgebiet soll für unsere eigenen Industrien erobert werden; dazu habe sich der Hausfleißverein begründet. Er will dies erreichen dadurch, daß er den Fremden gute, durch eine besondere Marke kenntlich gemachte, echte Riesengebirgsartikel biete. Dazu will er den verschiedenen Zweigen der Glasindustrie gute Muster, Werkzeuge und gut gebildete Arbeitskräfte geben. Die Muster der Einheimischen will er vor Nachahmungen energisch schützen. Den Kleinindustriellen will er einen Teil ihrer kaufmännischen Arbeit abnehmen; er will Retkame für die Arbeiten machen, durch Veranstaltung von Vorträgen, Wanderausstellungen usw. Am diese Aufgaben wirksam durchzuführen zu können, will er für die Gebirgsindustrien einen Geschäftsmittelpunkt schaffen durch die Errichtung eines Ausstellungsgebäudes in Warmbrunn. Dort soll eine tüchtige, kaufmännisch und kunstgewerblich gebildete Kraft tätig sein, welche die Verwaltung des Gebäudes und die Verbindung mit den

Industrien aufrecht zu halten hat. Auf diese Weise verspricht man sich die größten Erfolge.

Den Bericht über die Finanzlage erstattete Direktor Dr. Neubert. Danach sind von 166 Mitgliedern bereits 6147 Mark eingezahlt worden; ein großer Teil der Beiträge stehe noch aus. Ferner hat Reichsgraf Schaffgotisch den Platz und Erzellenz Rajchbau in Berlin die Summe für den Bau des Ausstellungsgebäudes geschenkt.

Die Begründung des Statutenentwurfs hatte Herr Rechtsanwalt Dr. Reier übernommen. Es ist daraus das folgende als bemerkenswert hervorzuheben: Im Falle sich der Hausfleißverein im Rieser- und Isergebirge auflöst, wird die Holzschmidschule Warmbrunn, und wenn auch diese eingehen sollte, der Kreis Hirschberg in den Besitz des Gebäudes und des Vereinsvermögens gelangen. Herr Regierungs-Präsident Freiherr von Seherr-Thos freute sich über die in so kurzer Zeit erzielten Erfolge, die der zielbewußten und energischen Arbeit des Arbeitsausschusses zu verdanken seien. Seinem Dank schloß sich die Versammlung an. Direktor Rieger erläuterte die Bau- und Platzfrage des Ausstellungsgebäudes. Es hat die ansehnliche Größe von 22×11 Meter Bodenfläche und soll bereits im Juli 1911 eröffnet werden. Es soll dort jeder Einheimische ausstellen können.

Herr Pfarrer Hadelt aus Haselbach sprach über die Werbearbeit. Er bat die Presse und die Mitglieder fleißig zu werben für den Verein, der für unser Riesengebirge eine so große Bedeutung habe und das Interesse der weitesten Kreise verdiene.

Die diesjährige soziale Studienreise der Deutschen Gartenstadtgesellschaft dauert 11—12 Tage und beginnt am 8. Juli in Wesel, wo sie auch endet. Von Wesel aus ist vor Beginn der Reise ein Besuch der alten Kulturstätten Xanten und Calcar geplant. Die Reise geht nach London und Umgebung, dann nach Birmingham mit Bournville und Harborne, nach Liverpool mit Port Sunlight und zuletzt nach York. Die Rückreise erfolgt über London und Queensborough. Es ist dadurch den Teilnehmern ermöglicht, nach Beendigung des eigentlichen Programms von York aus Schottland zu besuchen. Wenn sich genügend Teilnehmer melden, könnte auch für Schottland unabhängig vom offiziellen Reiseprogramm etwas Gemeinsames mit Preisergünstigung unternommen werden. Die Dauer der Rückfahrtkarte ist 6 Wochen, und die Rückfahrt ist nicht an einen bestimmten Tag oder Dampfer gebunden. Die Teilnehmer können also auch noch längere Zeit in London Aufenthalt nehmen. Der Preis beträgt 300 Mark. Im Preis einbegriffen ist die Hin- und Rückfahrt 2. Klasse Wesel-Birmingham, Averbefahrt 1. Klasse; in England volle Verpflegungs- und Fahrtkosten inklusive Gepäckbeförderung. Kein Trinkzwang in England. Anmeldungen sollten möglichst zeitig erfolgen, da die Teilnehmerzahl beschränkt ist. Sie sind zu richten an Herrn Adolf Otto, Berlin-Schlachtensee.

Berliner Ausstellungen

Spielzeug vergangener Jahrhunderte ist bei A. Wertheim Berlin ausgestellt. Statt Spielzeug wäre besser gesagt Puppen, denn fast nur um diese handelt es sich hier und um ihre Miniatur-Behaufungen. Die kleine Ausstellung ist recht nett aufgemacht. Der größte Teil ihres Inhaltes entfällt dem Besitze der Frau Alice Usbeck-Berlin. Vieles hat diese Ausstellung gemeinsam mit der Schaustellung von Trachtenpuppen, die vor zwei Jahren im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus stattfand.

Am Schluß des Saales stehen drei Kojen mit Räumen in den Maßen der Wirklichkeit mit Geburtstags- und Weihnachtstischen. Unter anderem ist da auch ein Nähneccsaire in Form eines winzigen Spinetts zu sehen, das ein Geschenk der Frau Rat Göthe an die Königin Luise war. Das Gehäuse aus braunem Mahagoni, die

Gegenstände mit sauber gearbeiteten Heften und Beschlägen aus Perlmutt.

In allen anderen Nischen herrscht Maßstab und Stimmung des Puppenreichs. Es sind da viele Stücke, denen man die Liebe und Sorgfalt des Herstellers anmerkt. Hinter schützenden Glascheiben kleine fremde Welten mit teilweise unglaublichem Stimmungsgehalt. Wie da das Primitiv die Phantasie steigert! Geheimnisvoll wie manche Säle im Panoptikum muten viele dieser kleinen Interieurs an. Sie und die erstarrten Gesichter ihrer Bewohner deckt anscheinend ein feiner alter Staub; und die unwirkliche Wirklichkeit all der kleinen Geräte, das Gedrängte ihrer Perspektiven, das Beengte ihrer Räume, schafft seltsame Atmosphäre.

Der Laden einer Modistin vor 175 Jahren. Den Boden bedeckt ein Sammelsurium winziger Nischen, Kleider und Kapotten. Gold und Farben, von Staub und Sonne arg mitgenommen, und hilflos, halb erdrückt vom Land, dazwischen ein paar Wachspuppen. Und doch, wie allein einige Börtchen aus gepreßtem Goldpapier in diesem Rahmen eine ganze Skala des Pompes und Glanzes vorläuschen.

Oder in einem Kästchen, das mit seltsam buntem Vorkahnpapier ausgeklebt ist, hocken auf winzigen Kissen drei Wachsgügeln, eingenaht in Reste von Brot. In den kleinen Gesichtern ein starrer Ausdruck. Morgenländisches Märchen steht daran. Wer's gut ansieht, braucht keine Erklärungen mehr.

Daneben steht noch manches große Prachtstück. Ein Puppenhaus mit vielen Etagen, so groß wie ein Wäscheschrank, prunkhafte Festzüge orientalischer Kostümpuppen und vieles andere.

Im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus findet zur gleichen Zeit unter dem Namen: Ausstellung deutscher Porzellan- und Kunstkeramik eine Schaustellung von Porzellanen aus der Kunstabteilung der Fabrik von Th. Rosenthal & Co. in Selb i. Bayern statt. Es sind einige recht gute Figürchen darunter, deren Originale vom Bildhauer Liebermann in München stammen. Ein fremder Einfluß, besonders Kopenhagens, ist natürlich unverkennbar. An manchen Stellen fehlt noch der sichere Geschmack, der das anscheinend gute technische Können unterstützen muß. Immerhin sind auch eine Anzahl Teller und Vasen mit fränkischen Städtebildern recht gut gelungen. Wenn die Fabrik versteht, sich noch die rechten Künstler heranzuziehen, dürften ihre Erzeugnisse bald den internationalen Wettbewerb aufnehmen können.

Sipkens-Berlin

Wiener Kunstausstellungen

Das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie veranstaltet wie alljährlich seine Kunstgewerbeausstellung Oesterreichs. Was sich bei uns an kunsthandwerklichen Kräften regt, ist hier zu sehen und es läßt sich so ein gutes Bild über die erreichten und nicht erreichten Ziele unseres Kunstgewerbes gewinnen. Wir Oesterreicher haben ja wenigstens dies immer in mehr oder minder hohem Maße besessen, Geschmackskultur, und das ist ja für eine breite Wirkung des Kunstgewerbes am entscheidendsten. Denn das Kunstgewerbe hängt mehr wie jeder andere Kunstzweig vom Konsumenten, vom Käufer ab. Was nützt ein noch so schöner Entwurf, wenn er nicht lebendig wird, ja was nützt das schönste Interieur, wenn es von Ausstellung zu Ausstellung wandert und nie wirkliches, nie bewohntes Zimmer wird! In Oesterreich aber hat sich immer ein wacher Sinn für eine schöne Raumgestaltung, für eine schöne Form der Alltagsdinge lebendig erhalten. Der Kunstgewerbler ist hier kein Einsamer, keiner, der mit einer eisernen Stirn gegen das Publikum anrennt, sondern er scheint fast aus dem Publikum zu kommen und sein Bruder zu sein. Der oesterreichische Kunstgewerbler ist nur ganz selten ein Revolutionär und darum auch nur selten ein Neutöner. Das oesterreichische Kunstgewerbe bietet im allgemeinen — könnte

man sagen — gute, ehrliche Hausmannskost. So ist auch das Niveau dieser Ausstellung, zumal die Neutöner, etwa Hoffmann, Loos, Oerley, Wihmann, nicht oder nur sehr schwach vertreten sind. Ich spreche da hauptsächlich von den Interieurs, sechsundzwanzig an der Zahl, von verschiedenen österreichischen Möbelfabriken ausgestellt. Es ist aber bezeichnend für die erfreulich hohe Kultur, die in diesen Möbelfabriken herrscht, daß der alte Fabrikant seinen Sohn auf die Kunstgewerbeschule schickt, ihn auch sonst was Tüchtiges lernen läßt, so daß diese Möbelfabriken nie an Inzucht zugrunde gehen, sondern immer eine Verlebendigung, Verjüngung erfahren, denn diese Söhne wirken nun in der Fabrik als Architekten, als Raumgestalter. Darum begegnet man auch in diesen Interieurs immer sehr netten und fein abgestimmten Wirkungen, der Baum der Tradition spendet nun neue Früchte, die immer gleichmäßig saftig und wohlgeraten sind und nicht manchmal holzig schmecken wie die Früchte vom Baume eines einzelnen und einsamen Genies. Soll man ein oder das andere Interieur herausheben, so möchte ich das Zimmer der Fabrik Leopold Loewy von Architekten J. Breuer, nennen, hernach das Empirezimmer der Fabrik Siegmund Faray, Mitarbeiter Architekt Heinz Königs, dann das einfachschöne Damenzimmer in Grau von J. Tiefenbachers Söhnen, (Entwurf vom Architekten Felix Merkel), ferner ein in einem Dreiecksausschnitt gestelltes Schlafzimmer von Wenzel Hollmann, (Entwurf vom Architekten Alois Hollmann) und schließlich eine Buchhandlung, die der begabte Hans Prutscher entworfen.

Von Josef Hoffmann, diesem stärksten österreichischen Kunstgewerbler, sind ein paar sehr schöne Sessel und Stühle zu sehen, namentlich die schwarzen, wo der Sitz mit violettem Tuch bespannt ist, gelangen ihm aufs Beste. Seine eigentliche Schöpfung, die Wiener Werkstätten, deren Erzeugnisse ja einen Weltruf besitzen und die für das Wiener Kunstleben unendlich viel an Anregungen und Erfüllungen geboten haben, sind diesmal sehr sparsam; sie lassen nicht allzuviel von sich sehen. Mehr wäre diesmal nicht weniger gewesen. Denn es ist nur ein etwas pretioser Raum da, den Architekt J. Wimmer geschaffen, und in diesem kapellenartigen Raum rückwärts eine mäßiggroße Vitrine. Darin hat Josef Hoffmann ein paar Sachen ausgestellt, aber sehr wenige und gar keine entscheidenden. Auch E. O. Ezeßka ist schwach vertreten, am besten noch der dritte Aussteller J. Wimmer mit ein paar phantastischen Kostümen und Roben für ein Tanzspiel.

Der stärkste Eindruck dieser Ausstellung sind aber sicherlich die Wiener Keramiken von M. Powolny und B. Löffler, froh, heiter, bunt und köstlich einfältig, wie es eben Keramiken sein müssen. Diese Keramiken gehören zu dem Besten, was das Wiener Kunstgewerbe heute leistet, da sie alles Verdrehabene und Gesuchte meiden, nirgends affektieren (höchstens zwei Keramiken stören, ein goldener Widder und eine goldene Pallas Athene, das Gold ist unorganisch und erinnert doch ein wenig an die verschollenen goldenen Gipfe) und in allem die Zartheit und Feinheit Wiener Kultur und die Farbenfreudigkeit und den Jubel des österreichischen Landes und seiner Menschen sehen lassen. Powolny und Löffler haben natürlich wie alle Pioniere zahlreichen Ansiedlern das Land urbar und fruchtbar gemacht. Da sieht man schöne Sachen, wie sie die keramischen Werkstätten von F. & Emilie Schleich in Gmunden bieten, die netten, wenn auch nicht mehr überraschenden Keramiken von Franz Hugo Rirsch, die auch schon manchmal entgleisen und in den Publikumsgeschmack einbiegen, dann die gut bürgerlichen Keramiken von Emil und Johanna Meier, ein paar Frauenfiguren heben sich etwas über dies Niveau, und die bereits etwas verwässerten und stillen Keramiken von Friedrich Goldscheid und der Wiener Kunstkeramischen Werkstätten. Sehr sehenswert sind hingegen die Ausstellungen der keramischen Fach-

schulen Znaim und Teplitz-Schönau, hier wird tüchtig gearbeitet, was für die Zukunft das Schönste hoffen läßt.

Eine verwirrende Menge schöner Service, Gläser, Geschmeide, Geschirre schmeichelt sich einem beim Umwenden und Weiterstreiten ins Auge. Ein paar farbenhelle neuornamentierte Teppiche fallen einem auf, gediegene Webereien mit geschmackvollen Mustern aus den verschiedenen österreichischen Textilschulen und schließlich die schönen Spielereien der Genossenschaft der Spielwarenerzeuger in Horitz. Da haben Professor Franz Barwig, M. Podhajski und J. Sabr flache Tiere entworfen, grotesk und possierlich, und slowakische Bauern und Bäuerinnen, und das ist von den Horitzer Spielwarenerzeugern so gut und so lieb gemacht worden, daß man am liebsten selbst damit spielen möchte.

* * *

Der Hagenbund hat seinen großen Mittelsaal dem Maler Otto Hettner, einem gebürtigen Dresdner, eingeräumt. Seine Technik, ein konsequenter Pointillismus, erinnert vielleicht manchen an einen Neufrauzosen. Aber man lasse sich dadurch nicht irreführen. Dieser Otto Hettner ist ein Deutscher, manchmal sogar ein rechter und braver Deutscher, wie es das Ölgemälde „Unter dem Feigenbaum“ — Mutter und Kind — zeigt (das Entzücken aller Ratlosen im Saale), zumeist aber einer jener gefährlichen Deutschen, die vor dem Schlafengehen Hamlet lesen und im Dusek Schopenhauer zitieren. Ihr Rückgrat ist ein unbeugsamer Wille zur großen Form, zum Pathos. Daran starb schon Hans von Marées. Und ebendasselbe Emporreden ist bei Otto Hettner zu sehen: fast mehr ein Wille zur Größe, als Größe selbst. Erst die Entwicklung wird entscheiden können, ob dabei nicht auch die Technik, derer sich Otto Hettner bedient, eine Rolle gespielt hat. Ich für meine Person glaube schon; denn seine heutige Malweise ist zumeist noch ererbt und angelernt und nicht selbst gefunden. Sein Sinn geht jedoch zur Monumentalität. Aber bei aller Achtung vor dem Pointillismus glaube ich nicht, daß diese analytische Methode eine Synthese des Lebens wie sie doch jede echte Kunst, wie es ja auch Otto Hettner will zu geben imstande ist. Hettner scheint dies selbst zu fühlen. Denn hier und da merkt man bei ihm schon Versuche, den Rahmen des konsequenten Pointillismus zu durchbrechen und die ihm gemäße Handschrift zu finden. Die Zukunft wird uns und ihn lehren, in wie weit diese Versuche eine Erfüllung finden werden.

Seine pointillistischen Landschaften leiden vor allem an diesem Zwiespalt zwischen Wille und Technik. Sie sind fabrig und unruhig in Farbe und Raumgebung, wollen Ertratte geben, bleiben jedoch im Einzelnen stecken. Vier Landschaften, — und gerade die, die ein Abweichen von der ererbten Art und ein Finden eigenen Stils zeigen: Wolkenschatten, Berglandschaft, Silberpappeln und Eichbaum, sind erfüllt und vollendet. Früher stammelte Hettner, hier spricht er. Dem Monumentalen sucht er dann durch Figuren im Freien nahezu kommen. Er malt große nackte Jünglingsleiber in durchsommer Landschaft. Die zwei Gemälde „Neapolitanische Phantasie“ und „Vidnik“ möchte ich nicht diesen Figurenbildern beizählen. Sie sind ganz anders, sie haben, möchte ich sagen, etwas Dekameronehaftes, sprühend, lebhaft heiter und sorglos. Sie haben nicht die Schwere seiner großen Pathetik. Trotz mancher Erinnerung an die Fresken gewisser Neoimpressionisten — etwa Ryffelberg's — zeigen sie einen Menschen voll einer eigenen, modernen, behenden Phantasie. Seine Großpathetik ist ja doch nur in der Technik neu, diese zwei Bilder aber bilden für mich den Uebergang zu einigen Gemälden, in denen die innerste Art Hettners sich zu äußern scheint. Ein visionäres Pathos möchte ich das nennen; hier vermählt sich Phantasie und Monumentalität. In „Harlekin“ „Nachtphantasie“ und „Entwurf zur Kreuzaufrichtung“ steckt etwas Geistesstisches, das farbige Erleben wurde.

Sie sind vielleicht Wegweiser in die Zukunft Gettners, zumal auch ihre Handschrift schon spezifisch persönliche Eigenheiten zeigt.

* * *

Die Klimtausstellung im Salon Niethke zeigt mehr den Zeichner Klimt als den Maler Klimt. Von Gemälden sind acht zu sehen, von Zeichnungen mindestens ein halbes Hundert. Ich halte dies für einen Vorzug der Ausstellung. Die Zeichnungen Klimts hingen gewöhnlich in halbdüsteren Gängen zerstreut und einzeln, mehr als Belebung der toten Wand, denn als ausgestellte Kunstwerke. Und es ist dies meines Wissens das erste Mal, daß die Zeichnungen Klimts gesammelt ausgestellt werden als Selbstzweck, als Mittelpunkt einer Ausstellung. Wer also bisher achtlos an den Zeichnungen Klimts vorüberging, der ist nun förmlich gezwungen, stehen zu bleiben und zu schauen. Wir andern aber sind froh, diese Zeichnungen im Zusammenhang sehen und erfassen zu können und wieder einmal zu finden, daß Klimt neben Liebermann der beste Zeichner ist, den wir Deutsche haben. Ein ganz anderer als Liebermann, aber von derselben Meisterschaft! Liebermanns Zeichnungen sind ein heroischer Versuch, die verwirrende Fülle des Lebens künstlerisch, zeichnerisch zu erfassen, wiederzugeben. Mit einer Wut, die in höchster Erschöpfung doch noch einmal sich aufrafft, sind diese Striche gesetzt, Striche, immer wieder Striche, sinnlos wie das Leben aus der Nähe, höchst planvoll aus der nötigen Distanz. Darum vibriert in allen Blättern Liebermanns die Anruhe, die Jagd und Hast. Ganz anders Klimts Zeichnungen, fern von allem Treiben und Rennen. Fast durchaus Frauen, meistens einzeln, liegend oder ruhend oder stehend. Das Nuancenspiel der Bewegung reizt ihn nicht, die Linie hat's ihm angetan. Und von einer Feinheit der Linienführung sind diese Zeichnungen, dagegen die Zartheit der Japaner fast wie Pathos annahet. Wie mit einem Silberstift sind die Konturen gezogen, nie merkt man ein Versagen, die Hand ist sicher und zittert nicht, läßt nie aus. Das Technische der linearen Zeichenkunst ist hier zur höchsten Vollkommenheit gediehen. Seine Zeichnungen sind vielleicht das Ewigste einer Kunst, weil hier Natur nicht so weit Ornament wurde wie in manchem seiner Gemälde. Hier ist noch Natur, gesehen durch ein eigenes Auge. Es ist dann lustig, wie sich an manche dieser Altzeichnungen plötzlich ein Gewand hängt, das voll bunter Ornamente ist.

Bekommt aber Klimt Farbe in die Hand, so ist sofort der Dekorateur fertig. Die Hand wird mit allen möglichen Zieraten behängt. Gleich seine Landschaften. Herlich, wo in Klimt nicht der Wiener mit seiner teuflichen Lust an Dekorativen erwacht. Von einer Reinheit der Empfindung, von einem vornehmen Stil, von einer neuen Romantik und Sensibilität, die eben seine Landschaften einzig macht. Aber er begnügt sich nicht damit. Da ist ein Gemälde: Blumenwiese und da sind nun die Blumen in der Wiese wunderschöne weiße, rote, gelbe, blaue, violette Tupperln, nicht Blumen. Die Wiese ist noch Wiese, der Himmel mit seinen weißen Wolken ist noch Himmel, aber die Blumen sind schon nur mehr Ornamente für Wiese und Himmel. Und wenn dann ein Schloßpark eine undurchdringliche Urwaldwand von lauter so schön gemusterten Tupperln bildet, so ist ja dieses schließlich auch sehr schön, aber mehr gemacht als gesehen. Sein „Schloß Kammer“ ist darum auch das Schönste dieser Ausstellung, weil sich hier die innerste Natur Klimts ohne irgend einen schön gesleckten Umhang ausdrückt.

Die drei ausgestellten Portraits sind schwächer, namentlich der „Badrissch“. Am besten ist „Der schwarze Federhut“, darunter sich eine blasse Dame mit rotblonden Haaren verbirgt. Der Zusammenklang zwischen dem Schwarz, Rotblond und dem Grauweiß ist sehr schön und auch die wundervoll durchgebildeten Hände. Schließlich ist noch ein Figurenbild da, „Familie“, eine

schlafende arme Mutter mit ihren zwei schlafenden Kindern, ringsum von einem schwarzen undurchdringlichen Dunkel bedroht. Das ist virtuos gemalt mit einem Können und Farbenempfinden, dessen heute kein zweiter Wiener Maler fähig ist. Oskar Maurus Fontana-Wien

Alte und neue Glasperlenarbeiten

Eine lehrreiche und eigenartige Ausstellung hat es im Dezember im königlichen Landesgewerbemuseum in Stuttgart gegeben. Von der Absicht geleitet, das durch die weniger begrüßenswerte Biedermeiermode erwachte Interesse für Glasperlen mit dem Abflauen dieser Bewegung nicht wieder verschwinden zu lassen, hat es Professor Pazaurek unternommen, nicht nur einschlägige Arbeiten vom Altertum bis in unsere Tage in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu zeigen, sondern auch hauptsächlich die Perlenverarbeitung durch moderne Kunstkräfte der Jetztzeit vorzuführen. Besonders interessant war die alte Gruppe, welche uns zum erstenmale Gelegenheit gab, die Entwicklung der Glasperle und ihre künstlerische Anwendung zu studieren. Aus der Urheimat der Glasperle, dem alten Ägypten, sah man vor allem zwei bereits genau bestimmbar Glasperlen, nämlich die gravierten blauen der Königin Kamare Hatschepsowet, wegen ihrer vollkommenen Bildung die besten Beweise einer vorausgegangenen längeren Tradition. Die älteste Form der Glasperle ist rund, auch scheiben- und ringförmig, sowie stabförmig aus gezogenen Röhrchen, die man einknüpft und brach, dann verschliff. Zu besonders bemerkenswerten Leistungen schwang sich die hochentwickelte Technik alexandrinischer Werkstätten der römischen Kaiserzeit empor. Verwendet wurde die Glasperle des Altertums hauptsächlich zum Aneinanderreihen an Schnüren oder, die stabförmige, zu Ketten. In Deutschland begegnet wir schon im 13. Jahrhundert Stickerien mit kleinen Glasperlen in der altbeliebten hell- und dunkelblauen Perle auf pergamentumhülltem Holzern aufgenäht, eine Technik, die man als „opus Anglicanum“ bezeichnete und wozu das Material von Venedig beschafft wurde. Die Entdeckung Amerikas beförderte die Perlenproduktion recht sehr, denn die Indianer wurden die regsten Abnehmer der venezianischen Glasperlenwaren. Auch die Italiener selbst fanden zu dieser Zeit an Glasperlen-schnüren sehr viel Gefallen. Was bisher diesseits der Alpen zu sehen war, stammte aus Italien. Die ersten nachweisbaren deutschen Glasperlen wurden von der Mitte des 16. bis wieder zur Mitte des 17. Jahrhunderts in Nürnberg gemacht. Das ganze 17. Jahrhundert verwendet venezianische Perlen wie man es z. B. auf einem Teil des mit Glasperlen bestickten Kleides der sächsischen Kurfürstin Magdalene Sibylle sehen konnte. Die um diese Zeit einsetzende Perlenfabrikation des Fichtelgebirges bleibt noch ohne besonderen Belang, noch mehr die von Runtel begründete Potsdamer Glashütte. Auch das thüringische Lauscha und ebenfalls Cöln befaßten sich, jedoch wenig mit der Glasperlen-erzeugung. In neuerer Zeit hat sich im erstgenannten Orte die Christbaumschmuckfabrikation entwickelt. Der weitaus größte Teil der erzeugten Perlen diente, wie im Altertume und auch noch heutzutage, dem Exporte. Aber auch in Europa war der Verbrauch im 17. und 18. Jahrhundert verschiedener Arten nicht gering. Perlenarbeiten dieser Zeit hatte die Ausstellung viele aufzuweisen. Die Landbevölkerung verwendete diese dauerhafte Verzierungsart für ihre Umhängetücher, Hauben usw. Ferner wurden die Glasperlen auch für Wandtapeten herangezogen. Die Perlenweberei in Buchholz bei Annaberg im Erzgebirge ist neueren Datums. Eine eigenartige Spezialität der Glasperlenarbeit der Rokokozeit vertritt die Korallenfabrik von Selow in Braunschweig, nämlich Perlenmosaik auf steinhartem Kittgrund. Das Ankitten von Glassteinen ist schon früher verbreitet gewesen, doch steht diese Technik erheblich

zurück hinter der Verzierungsart von Bechern u. dgl. mit Glaspertropfen, die sich schon im 17. Jahrhundert von Böhmen aus nach Schlesien und Sachsen verbreitete. Die neuere Zeit der Glaspertlenfabrikation und Verarbeitung, die in der Biedermeierzeit ihren Höhepunkt erreicht, beginnt mit dem Eintreten Böhmens in die Glaskurzwarenfabrikation. Dasselbst ist diese Industrie seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts zur Entwicklung gelangt. Der Metalleinzug in die Perlen wurde aber erst 100 Jahre später eingeführt. Die der Dekoration ebenfalls viel Spielraum gewährende Druckperlenherzeugung entwickelte sich gleichfalls und erfuhr um 1870 ihre größte Blüte. Am wichtigsten aber wird mit der Zeit, die 1793 eingeführte Sprengperlenherzeugung die ihren Höhepunkt mit der Einführung des venezianischen Systems im Jahre 1887 erreicht. Vorher bezog man auch Sprengperlen aus Venedig, um sie in Böhmen zu schleifen. Von einschneidender kunstgewerblicher Bedeutung war es jedoch, daß wegen der steten Rivalität von Venedig und Böhmen Stuckperlen in größter Feinheit und Farbe in einer Zeit zur Verfügung standen, die gerade für solche Arbeiten Zeit, Ruhe und die erforderliche Ausdauer hatte — die Biedermeierzeit. Sie war es daher auch, die uns eine Anzahl feiner, in allen Techniken ausgeführten Arbeiten, geschmückt von oft reizenden Motiven hinterließ. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts sind die Glaspertlenarbeiten ebenso zahlreich wenn nicht mehr verbreitet, jedoch bleibt alles, was da geschaffen wurde, der zunehmenden Stillosigkeit wegen wenig erfreulich. Die Herstellung der Perlenarbeiten lag teils in den Händen der Damen, teils in den der Haus- und Verlagsindustrie, wie eine solche z. B. in Schwäbisch-Gmünd und Umgebung florierte. In der Tracht der Bauern fand die Perlenstickerei, von Modeschwankungen ziemlich unbeeinflusst, ebenfalls reichliche Verwendung. Mehr jedoch in der Volkskunst anderer Weltteile, namentlich bei den Indianern und Negern.

Was hier nur in großen Zügen umrissen werden konnte, das alles illustrierte die Stuttgarter Museumsausstellung in oft hervorragenden Objekten und gab so nicht nur ein oberflächliches Bild dieses kunstgewerblichen Gebietes aus früheren Tagen, sondern brachte auch reiche Anregungen zu einer Wiederbelebung dieses gefälligen Kunstzweiges. Eine solche ist in unseren Tagen keineswegs leicht, denn der Export in unkultivierte Länder hat es dazu gebracht, daß besonders feine Perlenarten leider vollständig verschwunden sind. Aber gleichwohl hat die der retrospektiven Abteilung angegliederte Gruppe modernes Arbeiten gezeigt, daß die Perlenarbeiten durch originelle, moderne Kunstkräfte auf die Dauer einer gedeihlichen Zukunft entgegengeführt werden könnten. Von den zahlreichen aus allen Teilen Deutschlands und auch des deutschen Oesterreichs eingesandten Arbeiten seien lediglich jene von Else Wislicenus und Lucy Gottschalk, beide aus Breslau, des lokalen Interesses wegen genannt. Die oft an japanische Farben- und Formgebung erinnernden Arbeiten von Frau Wislicenus von einer recht gefälligen Eigenart errangen sich ebenso viele begeisterte Freunde wie die Gottschalk'schen, unter denen sich leichte und kurante Perlenarbeiten befanden, welche die Künstlerin selbst entwirft und durch heimische Perlenarbeiter ausführen läßt, mit der Absicht, diese Technik als Volkskunst einzuführen. Die zahlreichen Ankäufe, welche an der zur Weihnachtszeit stattfindenden Ausstellung von Seiten der Besucher gemacht worden sind, zeugten von der besonderen Beliebtheit, deren sich die Glaspertlenarbeiten heutzutage erfreuen und geben der Hoffnung Raum, daß jenen ein längeres Dasein beschieden sein dürfte. Nur wäre ihnen zu wünschen, daß sie nicht als künstlich ans Licht gezogene Kinder der Mode, sondern den Anforderungen auch eines feineren Geschmacks genügend als Erzeugnis eines nützlichen Kunstzweiges eine gern gesehene Wiederbelebung fänden. Aus diesem Wunsche heraus hat es auch Professor Pazaurek, der

Vorstand des königlichen Landesgewerbemuseums in Stuttgart, in dankenswerter Weise unternommen, die wissenschaftlichen und künstlerischen Resultate dieser Ausstellung — die im obigen in einem kurzen Auszug wiedergegeben worden sind — in einem reichillustrierten Buche zusammenzufassen, das die Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt jetzt erscheinen ließ.

Josef Kubina-Stuttgart

Heimatschutz

Auf Grund des Gesehes gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden ist für die Stadt **Striegau** ein Ortsstatut zum Schutze von Bauwerken geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung erlassen und vom Breslauer Bezirksauschuß bestätigt worden. Die Bauten, die geschützt werden sollen, sind die katholische Kirche, die Antoniuskapelle, die evangelische Kirche, die alten Festungsmauerteile an den Promenaden, der Schnabelturm, sechs Ringgrundstücke, der Ratsturm, die Turnhalle, die Badeanstalt, die evangelische Präparandenanstalt, die Reichsbank. Bei diesen Bauwerken ist die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung baulicher oder anderer Aenderungen und zur Ausführung von Bauten und baulichen Veränderungen in ihrer Umgebung auch dann zu versagen, wenn ihre Eigenart oder der Eindruck, den sie hervorrufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde. Weiter wird nach dem Ortsstatut innerhalb der Promenadenteile Gräbenstraße bis Zauerstraße und Schweidnitzerstraße bis Kohlenstraße die Baugenehmigung für Neubauten versagt, wenn die beabsichtigten Bauwerke ihrer äußeren Erscheinung nach nicht geeignet sind, sich dem Landschaftsbild anzupassen. Auch die Anbringung von Reklamemalereien, Schaukästen, Aufschriften, Abbildungen und Anstrichen bedürfen der baupolizeilichen Genehmigung, die versagt werden soll, wenn dadurch Straßen oder Plätze oder das Stadtbild verunstaltet wird. Als Beirat für diese Fragen wird eine besondere Kommission eingesetzt, die ebenso wie der Magistrat vor Erteilung oder Versagung der Genehmigung zu hören ist. Die Kommission wird durch zwei Magistratsmitglieder und vier Bürger gebildet, von denen zwei Stadtverordnete sein müssen. Befindet sich unter diesen kein Sachverständiger, so ist der Schlesiische Bund für Heimatschutz zu hören.

Neben dem Heidelberger Schloß ist, wie namhafte Kunstschriftsteller anerkannt haben, das schönste Bauwerk der Renaissance das **Schloß der Pfaffen zum Briege** in der alten Oberstadt **Brieg**. Wenn dieses Juwel deutscher Baukunst an einer lebhaften Touristenstraße liegen würde, hätte es schon längst seine Sterne im Wädeler. So träumt es einen Dornröschenschlaf, dem äußeren Anschein nach allerdings mehr ein Aschenbrödel als ein Dornröschen. Von der verschwundenen Pracht zeugt eigentlich nur noch das gut erhaltene große Portal mit den Standbildern seines Erbauers aus dem Hause der Pfaffen und dessen Gemahlin. Auf dem weiten Hofe, der einst prächtiges Marmorpflaster trug und auf dem glänzende Turniere ausgefochten wurden, mahnen einen die mit Brettern vernagelten Fensterhöhlen an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Die weiten Räume des Schlosses selbst sind dem Proviantamt eingeräumt, das Heu, Hafer und andere für Vieh und Mensch nützliche Dinge dort lagern läßt. Für die Erhaltung des Gebäudes ist bisher soviel wie nichts geschehen. Dies soll nun anders werden. Es ist ein Aufruf erschienen, der bezweckt, dem unwürdigen Zustand des Schlosses ein Ende zu machen. Man hofft die Genehmigung zu erhalten, um durch eine Lotterie den alten Bau in würdiger Weise zu restaurieren. Hoffentlich schläft die Bewegung nicht wieder ein.

Wir haben auf das Brieger Pfaffen-Schloß und seine Wiederherstellung schon im II. Jahrgang unserer Zeitschrift Seite 249 ff. hingewiesen, wo auch das Portal und andere Teile abgebildet sind. Der Konservator

der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, Baurat Dr. Burgemeister, der damals über die mögliche Wiederherstellung des Schlosses sich äußerte, schreibt neuerdings dazu in der „Schlesischen Zeitung“ u. a.: Die Militärverwaltung ist geneigt, ein anderes Magazin in Brieg zu errichten, sodaß sie die Räume des Ost- und Südflügels im Schlosse später nicht mehr brauchen wird. Es handelt sich nun darum, daß der Bau unter angemessener Abfindung des Militäriskus für andere Benutzung gewonnen wird. Dabei ist in Frage gekommen, die Erdgeschossräume des Oderflügels zur Aufnahme des neugegründeten Brieger Heimatmuseums zu verwenden. Für die mächtigen Räume der oberen Geschosse ist, wie bereits kurz berichtet wurde, die Errichtung eines großen städtischen Gesellschaftsaales mit zugehörigen Nebenräumen aller Art in Anregung gebracht. Die Vorschläge haben in Brieg Anklang und, was wichtiger ist, offene Hände gefunden. Wie die Erfahrung lehrt, ergibt sich die beste Erhaltung eines Bauwerks aus sachgemäßer Benutzung. Man könnte es daher nur freudig begrüßen, wenn es gelänge, die nicht zu unterschätzenden finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden und den wertvollen Bau einer neuzeitlichen Verwendung zuzuführen, mit der schädigende Eingriffe in die wichtigeren Teile des Vorhandenen nicht verbunden sind. An dem Gewinn wäre nicht nur die Stadt Brieg, sondern die ganze Provinz beteiligt. Selbstverständlich kann es sich bei diesen Plänen zu einer würdigeren Verwendung des Schlosses nicht um eine romantische Rekonstruktion der zerstörten Teile handeln. Diese wird schon wegen der gewaltigen Kosten auszuscheiden sein, abgesehen davon, daß ausreichende Anhalte zu einer richtigen Wiederherstellung fehlen. Wie in den meisten ähnlichen Fällen besteht die zu lösende Aufgabe darin, ein Kompromiß zu finden, durch das bei möglichster Erhaltung der Altertumswerte neues Leben aus den Ruinen erblühen kann.

Schlesische Spitzen

Zu dem Aufsatz von Wilhelm Hardt über die Schlesischen Spitzenschulen wird uns von der Inhaberin der Schlesischen Spitzenmanufaktur Amalie Meßner in Hirschberg ergänzend und berichtend geschrieben:

Der erste Schüler und die erste Schülerin von J. Wechselmann waren Bernhard Meßner und seine Schwester Maria Meßner, Marie Waegner trat ein Jahr später ein, ferner gründete Bernhard Meßner 1869 mehrere Spitzen-Schulen im Riesengebirge auf eigene Rechnung und wurde mit den höchsten Preisen auf den ersten Weltausstellungen Wien, Paris, München etc. etc. mit 15 Medaillen ausgezeichnet; es wurden Spitzen sogar nach Amerika und Japan geliefert; nach seinem im Dezember 1899 erfolgten Tode führt Amalie Meßner die Fabrikation weiter und hat gegenwärtig Schulen in Hain, Hermsdorf, Weistritz, Arnberg und Seiffersdorf.

Schlesische Künstler

Mois Erdtelt, geboren am 5. November 1851 als armer Leute Kind in Herzogswalde in Schlesien, starb am 18. Januar in Schwabing. Er war mit 23 Jahren Schüler Stefferts in Berlin und später von Wilhelm von Diez in München. Seit seiner Lehrzeit war er in München anständig, wo er als Porträtmaler geschäftig und auch als Lehrer an der Kunstgewerbeschule tätig war. Den Professortitel erhielt er 1903, sechs Jahre später auf der Münchner internationalen Ausstellung die große goldene Medaille, nachdem er schon vorher auf Ausstellungen in Berlin und Antwerpen Auszeichnungen erhalten hatte. Von öffentlichen Galerien besitzen die in Königsberg und Hannover, sowie die Münchner Pinakothek Werke von ihm. Im Breslauer Museum der bildenden Künste ist er leider noch nicht vertreten. Wie es heißt, hat er seinen gesamten Nachlaß an Ge-

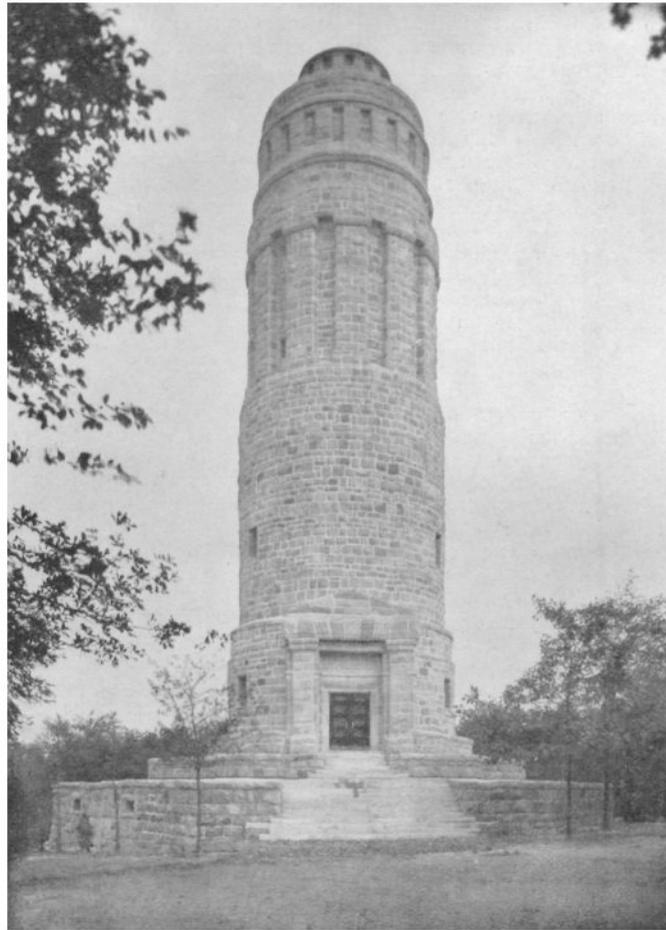
mälden, Zeichnungen usw. der Stadt München für die demnächst zu errichtende städtische Gemädegalerie testamentarisch überwiesen. Auf der Lichtenbergischen Jubiläumsausstellung zu Ende vergangenen Jahres war er nicht unter den Ausstellern, aber auf der im Jahre 1896 sah man dort ein rembrandtisches Selbstbildnis und ein in der Weise der alten deutschen Meister aufgefaßtes und durchgeführtes Porträt seines Vaters. In dieser altmeisterlichen Art, in schwerer Farbenpracht schwellend, zeigte er ein großes Können und ein feines Stilgefühl.

Professor **Hans Roßmann** hatte zu Anfang dieses Jahres eine große Ausstellung seiner Werke in Eduard Schultes Kunsthalle in Berlin, bei welcher Gelegenheit der „Tag“ schrieb: Roßmanns Kunst steht der Malerei eines Hans Thoma, eines Fritz Boehle und eines Grafen v. Kaldreuth nahe. Auch ist sie stark mit Gemütswerten durchsetzt, die sie unmittelbar aus der Heimat zieht. Als das Gemälde „Abendlied“ von Roßmann in der Münchener Sezession zum erstenmal ausgestellt wurde, schrieb man das Jahr 1903. Vorher war der Maler vor allem durch seine ebenfalls dem Stoffkreis seiner oberbayerischen Heimat entnommenen Zeichnungen in der „Jugend“ aufgefallen. Jetzt kann man sich in der großen Roßmann-Ausstellung bei Schulte davon überzeugen, daß das Bild von seiner natürlichen Herbeität nichts eingebüßt hat. Trotzdem hier bei der Konzeption vielleicht der Maler mit dem Illustrator Roßmann etwas im Streite lag, muß man doch der malerischen Behandlung des Ganzen die größte Anerkennung zollen. Es ist als Stimmungsbild im Innersten erlebt, und die Farbe hat gar nichts Trocken-Akademisches an sich. Man merkt hier im großen wie im kleinen die gute Schulung, die er auf der Münchener Akademie unter der Leitung von Wilhelm Diez genossen. Als er vor sieben Jahren als 35jähriger an die Breslauer Kunstschule als Lehrer berufen wurde, sah man Roßmann von München nur ungern scheiden. Seine jetzige Berliner Kollektivausstellung zeigt, daß seine Entwicklung auch in der schlesischen Hauptstadt keinen Stillstand kennt.

Dem Studierenden an der königlichen akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Charlottenburg, Maler **Hans Bruch**, ist durch Beschluß des Kuratoriums der Adolf Sinsberg-Stiftung für das Jahr 1911 ein Stipendium von 2100 Mark verliehen worden. Hans Bruch ist 1887 in Breslau geboren als Sohn des Komponisten Professor Dr. Max Bruch, des damaligen Direktors der Breslauer Singakademie. Er hat in Berlin das Gymnasium besucht und ist seit 1904 Schüler der Berliner Akademie, insbesondere von Paul Meyerheim und Friedrich Kallmorgen.

Raffael Schuster-Woldan — er ist 1871 in Striegau geboren und wir haben auf Seite 39 und Beilage 3 des II. Jahrgangs ein Altarbild für Liegnitz von ihm veröffentlicht — hat die malerische Ausschmückung des Bundesratsaales im Reichstagsgebäude nach etwa neunjähriger Arbeit vollendet. Wolfgang von Oettingen schreibt darüber im „Tag“:

„Daß an der Nordwand, die durch die imposante Masse des Ramins etwas Schweres hat, in absichtlich stark bewegten Gruppen und in tieferen Farben links vom Ramin zu sehen ist, wie ein ungefügter Riese niedergelassen wird von einem Geharnischten, der an der Spitze eines Zuges sieghafter Frauen dahersprengt; während gegenüber, rechts, die bisher von dem Barbaren bedrängten, jetzt aber befreiten Menschen dem Ausgang dieses Kampfes entgegenjubeln. Die östlich anschließende Fensterwand zeigt auf ihrem linken Wulde in ruhigen Formen und Lichtern, kühlen Farben die allegorischen Figuren der Jagd und der Landwirtschaft als Anfänge des Kulturlebens, während rechts vom Fenster eine Gruppe einzeln hervorgehobener Frauengestalten vermutlich einige der deutschen Stämme und daneben eine gedrängte, lebhaft disputierende Menge in offener Halle wahrscheinlich das Volksleben im allgemeinen



Der Bismardturm in Bochum
von Albrecht Friebe

verfälschten. Daß arbeitssamer Friede rühmlich, aber durch gewaffnete Kraft zu schützen sei, sehen wir an der Südwand, deren Bilder in Farbe wie Komposition wohl die feierlichsten des ganzen Zyklus sind: nur wenige Figuren füllen sie aus, aber sie verbinden sich zu Gruppen von größter Anmut und Würde. Die Westwand nimmt dann das Thema der östlichen zunächst wieder auf, indem sie von Kolonien und Handel erzählt; und jenseits der Uhr über der Tür sieht Klio mit ihrer Gesichtstafel.

So wäre denn eine Art von Ariadnesfaden gesponnen für die Besucher des Saales und die Beschauer der Reproduktionen nach seinen Gemälden, die sich gewiß in kurzer Zeit verbreiten werden. Der tiefer blickende Kunstfreund wird seiner ja kaum bedürfen; und der Maler selbst? Sollte er nicht in der Stille darüber lächeln, daß man von seinem Werke deuten möchte, was an ihm das Unwesentlichste ist; und sollte er nicht hoffen, daß recht vielen die Lust am Deuten vergehe über der edleren Lust entzückter Augen? Daß solche Hoffnung nicht zuschanden werde, hat er gewiß mit Fug und Recht sich erworben.“

Wettbewerb

Einen Wettbewerb für Schmuck und Hieraat erläßt der Verlag der „Goldschmiedekunst“. Es werden Entwürfe

für folgende vier Gruppen gewünscht: Juwelenschmuck, Gold- und Silberschmuck, Sportschmuck, Silberwaren. Für jede der beiden ersten Gruppen stehen ein erster Preis von 200 Mark, ein zweiter von 100 Mark, ein dritter von 60 Mark, ein vierter von 40 Mark und dreißig Ankäufe zu je 20 Mark zur Verfügung. Jede der Gruppen 3 und 4, Sportschmuck und Silberwaren, sieht einen ersten Preis von 150 Mark, einen zweiten von 75 Mark, einen dritten von 35 Mark und 12 Ankäufe zu je 20 Mark vor. Einbringung bis 1. April an Hermann Schlag Nachf., Leipzig, Reichstraße 18/20.

Der Bismardturm in Bochum

Der im Oktober vorigen Jahres eingeweihte Bismardturm in Bochum, den wir auf dieser Seite im Bilde zeigen, ist ein Werk des jungen Breslauer Architekten Albrecht Friebe, eines Schülers Professor Hans Poelzig's. Bei einem unter allen deutschen Künstlern ausgeschriebenen Wettbewerbe, bei dem 530 Entwürfe eingingen, erhielt er den dritten Preis und den Auftrag zur Ausführung. Im unteren Raume des Turmes befindet sich eine architektonisch reich gestaltete Gedenthalle mit der Büste des großen Kanzlers. Auf der oberen Plattform steht ein im Durchmesser drei Meter großes Feuerbecken zur Feuerung mit Benzol.



Remus von Woyrsch
Kommandierender General des VI. Armeekorps von 1903—1911
Nach einer Lithographie von S. Labofchin

